Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

<36620218860017

Die Böhämmer.

Die Böhämmer.

Eine Dorfchronik

von

Eduard Adolay.

Berlin 1872.
Hausfreund-Expedition.
E. Graetz.

Ein Rahmen zum Bild.

Was ich Euch erzählen will, ist vor Jahr und Tag geschehen.

Merkt's Euch wohl!

Ich führe Euch in den Südwesten unseres deutschen Vaterlandes, in eine unwirthliche, unerquickliche Gegend: flache, magere Sandfelder, mit einem kümmerlichen Pflanzenwuchs bestanden, eingezäunt von düstern Tannenwäldern, über denen ganze Schwärme von Raben krächzend hinwegstrichen. Die schwarzen Vögel Odin's wußten warum, denn drunten im Forst war ihr Kyffhäuser — der Schindanger, wo es immer etwas zum Knuspern gab, sei's ein erschlagenes Roß oder eine gefallene Kuh.

Mitten in diesem Sand-Ocean, umrahmt von finstern Tannen, lag eine Heimstätte von Menschen, genannt Böhmers-

dorf. Die Ansiedelung paßte vollständig zu ihrer trostlosen Umgebung: rings um ein baufälliges Kirchlein gruppirten sich armselige Hütten, mit Stroh und Tannenreisig gedeckt, in den Fenstern blinde oder gar keine Scheiben, die in letzterem Fall durch ein vorgeklebtes Stück Papier oder Schweinsblase ersetzt waren. Hinter jeder dieser Baracken lag ein kleiner Garten, dazu bestimmt, die nöthigen Küchenkräuter zu erzeugen; doch meistens gewann das Unkraut die Oberhand, und der Salat, die Petersilie und der Schnittlauch verloren sich in einem Urwald von Hedrich, Franzosenstengeln und Quecken. Eine verständige Hausmutter würde in diesen jämmerlichen Gärten außer der Pflege noch etwas anderes vermißt haben, nämlich die Blumenzucht, auf welche doch eine jede sinnige Bauersfrau ebenso stolz ist als auf die prosaischern Früchte ihres Fleißes, und mit allem Recht, denn nur aus der weisen Mischung des Schönen mit dem Nützlichen entspringt der wahre und harmonische Lebensklang.

In Böhmersdorf war der Floracultus entschieden nicht zu Hause, denn nur hie und da kränkelte das eine oder das andere Kind der heitern und duftigen Göttin, mitten in einem Gestrüpp von allerlei vegetabilischem Unrath und diese einsam schmachtenden Blumen, erdrückt von dem frechsten

Pflanzengesindel, konnten einen fühlenden Menschen ganz melancholisch stimmen, denn wenn der wilde Ringkampf mit dem Fatum etwas Heroisches in sich trägt, so liegt in dem still resignirten, klagelosen Dulden etwas Herzzerreißendes — ganz einerlei, ob es das Martyrium einer Menschenseele, einer Blume oder eines Wurmes sei, den der plumpe Stiefel eines betrunkenen Bauers zertritt.

Was die Geschichte von Böhmersdorf anbelangt, so verlieren sich die Uranfänge derselben in die Nacht der Sage.

Vor vielen, vielen Jahren sollen hier einmal Zigeuner campirt und an der Gegend ein solches Wohlgefallen genommen haben, daß sie sich dauernd niederließen. Anderes fahrendes Gesindel — heißt es weiter — sei noch dazugekommen und so nach und nach ein Dorf entstanden, das von wegen seiner Gründer, die aus Böhmen herübergewandert waren, den Nahmen Böhmersdorf erhalten habe.

Unwahrscheinlich lautete diese Tradition keineswegs, denn zur Zeit unserer Erzählung lag in Erscheinung und Wesen der Böhmersdorfer noch unverkennbar der Zigeunertypus ausgesprochen. Im ganzen Ort waren keine zwölf Individuen zu finden, welche die Merkmale der germanischen Rasse — lichten Teint mit hellen Haaren und Augen — an sich

getragen hätten. Der südliche Charakter herrschte entschieden vor; die Männer waren schlank und nervig, weniger stark als behend, mit braungelber Hautfarbe, ebenholzschwarzem, meist krausem Haupt- und Barthaar und unheimlich blitzenden Augen.

Die Frauen waren feingliederige Gestalten; ihr Teint, lichter als bei den Männern, ins Olivengrünliche spielend. Zierliche Hände und Füße, sowie prachtvolle Zähne waren beiden Geschlechtern gemein, ebenso die Vorliebe zu phantastischem und grellfarbigem Putz. Auch das sonstige Leben und Weben dieses Völkchens konnte an das Vagabundenthum der Zigeuner erinnern: dem Hang zur Ungebundenheit und Trägheit kam nichts gleich als die angeborene Lust zu Tanz und Musik. Die kleinsten Buben in Böhmersdorf improvisirten schon aus zwei Stückchen Holz Geige und Fiedelbogen und kratzten lustig darauf herum, während die Mädchen gleichen Alters sich unverdrossen im Ringel drehten, bis ihnen der Athem ausging und der Schweiß von den glühenden Stirnen rann.

Böhmersdorf lag vollständig isolirt; ein breiter Waldgürtel schied es von den benachbarten Orten ab.

Die umwohnenden Bauern wollten mit den „Böhämmern"

— wie die Colonisten allgemein genannt wurden — keinen Verkehr haben, denn es wurde ihnen bänglich unter diesen dunkelhäutigen Gesellen mit den wildrollenden Augen, und sie mieden diese unliebsamen Nachbarn, soviel sie konnten. Die Böhämmer zahlten ihrerseits diese Geringschätzung mit Wucherzinsen zurück und hielten sich ebenso schroff und stolz von der umwohnenden Bevölkerung abgesondert. Nur so war es denn auch möglich, daß sie sich ganze Generationen hindurch die Eigenthümlichkeiten ihrer Stammältern in vollster Schärfe und Reinheit hatten bewahren können. — Nachdem ich mit den flüchtigsten Pinselstrichen dieses Bild von Böhmersdorf und seinen Bewohnern hingeworfen habe, um meinen Lesern für das Kommende ein Verständniß anzubahnen, will ich jetzt mit meiner Erzählung beginnen.

Der Sommertag.

Es war der letzte Tag im April.

Im ganzen Böhmersdorf herrschte eine Thätigkeit, die, ungewöhnlich wie sie war, auch nur durch außerordentliche Ursachen bedingt sein konnte. Vor vielen Häusern standen Korbwägen, über welche Reife gespannt waren, um eine Leinwand darüber ziehen zu können. Während die Einen mit dieser Arbeit beschäftigt waren, schmierten die Andern die Räder und Achsen ein, oder flickten am Geschirr die schadhaften Stellen.

Wieder vor andern Häusern erblickte man kleine, zweiräderige Karren, die durch Menschenkraft, mittelst eines über die Brust gespannten Zugriemens, fortbewegt wurden und gleichfalls mit einem leinenen Schutzdach versehen waren.

An einigen dieser Karren hingen kleine Geschirre: das bewies, daß die Besitzer dieser Fuhrwerke, zu träg oder zu schwach zum Selbstlenken, die Zugkraft eines Hundes benützten, um dadurch desto rascher und leichter von der Stelle zu kommen.

Vor der Schmiede stand eine ganze Reihe von mageren Pferden und struppigen Eseln an Pflöcke gebunden; die Thiere sollten heute noch alle beschlagen werden.

Die Weiber und Kinder liefen geschäftig hin und her, während die Männer rauchend in kleinen Gruppen beisammen standen und, wie es schien, ernster Berathung pflogen.

Ueber all diesem Thun und Treiben war die Nacht hereingebrochen und es im Dorfe stiller geworden. Die Thätigkeit hatte sich von der Gasse in die Hütten zurückgezogen; hinter den erleuchteten Scheiben bewegten sich die Gestalten der Weiber emsig hin und her; auch die Hände der Männer waren nicht müßig, sondern wirkten und machten noch Manches zurecht, was da nöthig ist, wenn man eine lange Wanderschaft antritt. Erst um Mitternacht erloschen nach und nach die Lichter im Dorfe, und Mann, Weib und Kind suchten das Lager auf, um neue Kräfte zu sammeln für den kommenden Tag. Eine Art von Todesruhe hatte sich über

die ganze Ansiedelung ergossen; nur manchmal zitterte aus dem Wald der unheimliche Lockruf des Käuzchens herüber.

Das klang wie eine Geisterparole.

Böhmersdorf besaß zwar, wie schon erwähnt, ein Kirchlein, aber keinen eigenen Seelenhirten, weil die Gemeinde zu klein und zu arm dafür war; so kam denn aus dem nächsten Dorf jenseit des Waldes der Pfarrer alle vierzehn Tage herüber, um in Böhmersdorf den Gottesdienst abzuhalten. Merkwürdig wollte es mir immer erscheinen, daß die ganze Ansiedelung protestantisch war; das südliche und sinnliche Element der Böhämmer hätte entschieden eher zu dem bilderreichen und phantastischen Romacultus hinneigen müssen als zu dem nüchternen Dogma des Wittenbergers. Erklären läßt es sich nur so, daß die Ansiedelung mitten in einem streng protestantischen Landstrich lag, wodurch den Gründern der Colonie keine andere Wahl geblieben war, als die dortige Confession auch zu der ihrigen zu machen.

Das protestantische Lager durfte sich übrigens zu diesem Zuwachs nur höchst bescheiden gratuliren, denn ihrer ganzen

Lebensweise und Denkart nach konnten die Böhämmer nur sehr laue und unzuverlässige Glaubensgenossen sein.

Mehr einem alten Brauch als einem eigentlich religiösen Bedürfniß zufolge, versammelten sich alljährlich am ersten Mai die Böhämmer, um den „Sommertag" kirchlich zu feiern. Es war zugleich ein Abschiedsfest, denn am andern Tag gings auf die große Wanderschaft, von der die nächsten Blätter schon noch berichten werden.

Für die Kalendermacher und Sternengucker beginnt der Sommer bekanntermaßen erst am 21. Juni, allwo die Sonne den nördlichen Wendekreis erreicht und in das Zeichen des Krebses tritt. Mit souverainer Verachtung dieses astronomischen Grundgesetzes rückten die Böhämmer jene Jahresperiode um einige Wochen vor und ließen bereits am 1. Mai Sommer werden. Der liebe Gott in seiner unerschöpflichen Langmuth und Gutmüthigkeit drückte zu dieser eigenwilligen Eintheilung der Jahreszeiten ein Auge zu und ließ in Böhmersdorf den Sommer schon am 1. Mai seinen Anfang nehmen.

Abermals ein Beweis, daß unser Herrgott immer toleranter ist als die Menschen.

Rosig dämmerte im Osten der erste Maimorgen.

Noch rang das wogende Zwielicht mit den Schatten der Nacht, als auch schon im ganzen Dorfe die Läden und Hausthüren sich knarrend öffneten und das Leben allenthalben zu pulsiren begann.

Heute war jedoch die Thätigkeit himmelweit verschieden von der gestrigen: damals ein angestrengtes und ernstes Regen der Muskeln: jetzt aber ein gemüthliches Eile mit Weile und ein neckisches Haschen nach heiterm, mühelosem Genuß. Die Männer lehnten an den Pfosten der Hausthüren und träumten, noch halb schlaftrunken, in die weite Welt hinein, während die Frauen den Kaffee kochten und die Kinder wuschen und anzogen. Die älteren Buben und Mädchen schlenderten pfeifend oder singend nach den Ställen, um das Vieh zu besorgen.

Um die zehnte Morgenstunde begann das Kirchenglöcklein zu bimmeln; man konnte deutlich hören, wie bei jedem Schwung der morsche Glockenstuhl knarrte und krachte. In farbenbuntem Sonntagsputz zog Mann, Weib und Kind dem kleinen Gotteshaus entgegen.

Das Kirchlein war außen und innen mit Blumenkränzen, Laubgewinden und Maien recht sinnig und duftig ausge-

schmückt, durch die Fenster flutete das goldene Meer der Morgensonne und legte sich dann sanft und still wie ein Heiligenschein über die Kanzel, den Altar, die Betstühle und die links und rechts aufgepflanzten Maienbäume mit den zarten, frischgrünen Blättern.

Eine Orgel gab's nicht, aber die Gemeinde war von Natur aus musikalisch, und der Schulmeister hielt mit fester Stimme und energischem Tact das ganze Concert zusammen. Ernst erklang ein zweistimmiger Choral und stieg schwellend wie eine hehre Tonflut himmelwärts; man konnte sehen und hören, das die singende Gemeinde, angeweht von dem mächtigen Odem des Weltengeistes, sich unbewußt dem schattendunkeln Erdenleben entrang und auf den Schwingen der Harmonie einer heiligen, wenn auch nur momentanen Extase entgegenstrebte.

Der Choral war verklungen und eine kurze Pause eingetreten; dann aber setzte, von der Emporbühne her, eine Solostimme ein.

Wer vermag den bewältigenden Zauber der menschlichen Stimme in Worten zu beschreiben!

Wenn du aufjubelst wie eine wonnetrunkene Lerche, die an einem Sonntagmorgen in den Aether steigt — wenn du

klagend die Schmerzen der Seele ausströmst und dich gleichsam in süßer Melancholie verblutest — wenn du in dem Säulenwald einer Kirche verschwebst wie ein Traumgeflüster, leiser und immer leiser, bis du zuletzt erstirbst wie ein geisterhaftes Echo — o, du Menschenstimme, wer kann dann die vibrirende Magie deiner Töne auf dem armseligen Papier wiedergeben!

Du entsteigst der Brust wie ein krystallner Nixenborn und wenn du deine letzte Note ausgesungen hast, so bist du auch schon entschwunden wie ein Blitz, der fern an der Wolkenwand aufflammt. Dein Lied, o Menschenstimme, verklingt und nichts bleibt zurück als die Erinnerung, die wie ein elektrischer Funken an unsern Nerven dahingleitet!

. . . .

Es war ein so einfaches Kirchenlied, das die einsame Menschenstimme sang, und doch konnte es Einen überkommen wie die Schauer der Ewigkeit. Der Pfarrer, ein hagerer, sonnenbrauner Greis mit milden Zügen und dünnen Silberlocken saß still lauschend mit gefalteten Händen in seinem Gitterstuhl; seine Augen träumten selig in einen Sonnenstrahl hinein, der um den grünen Wipfel eines Maienbaumes spielte und dann zu einem der Kirchenfenster hinauswuchs, vergleich-

bar jener Himmelsleiter, an der Jakob die Engel auf- und niedersteigen sah. Die einsame Menschenstimme aber sang immer weiter; in ernstem Rhythmus ebbend und flutend wie eine silberne Tonwelle.

„Das ist die Margundel!" ging's flüsternd durch das Kirchlein.

Mit einer langgezogenen Mollnote verzitterte das Lied —

Wie aus einem Halbschlaf erwachend, fuhr sich der greise Pfarrer über die Augen, dann stieg er langsam zur Kanzel empor. Die Predigt war schlicht und einfach wie die Erscheinung des ganzen Mannes und dem Bildungsgrad der Zuhörer angemessen. Er verglich recht sinnig das Nomadenleben seiner Pfarrkinder mit dem Wanderflug der Vögel.

„Die kommen und ihr geht!" sprach er wehmüthig: „Morgen um diese Stunde seid ihr bereits auf der Reise, und Niemand bleibt zurück als die Greise und die Kinder, die Kranken und die Todten.

„Manch Einen aber hab' ich unter euch gekannt, der zog froh und sorglos in die Welt hinaus, um nie wiederzukehren. Weit draußen in fremder Erde hat er sein Grab gefunden, nur der wilde Vogel singt dem Todten Traum-

und Schlummerlieder, und nur die Mutter Natur schmückt seinen einsamen Hügel mit den schlichten Blumen des Feldes.

„Doch in Gott ruht sich's überall gut! Der getreue Hirt hat seine Schafe gezählt und keines läßt er verloren gehen. Was das Leben trennt, einigt der Tod, und es giebt ein Wiedersehen im großen Vaterhaus. Das sei euer Trost und euere Hoffnung!

„Und so zieht denn abermals hinaus nach allen Himmelsgegenden, wie's euer Beruf einmal mit sich bringt.

„Lebt wohl, meine Kinder, lebt alle wohl und kehrt bis Herbst, wenn die Blätter fallen, wieder fröhlich in die liebe, alte Heimat zurück — wie Vögel, die über Land und Meer fliegen und dann sehnsüchtig wieder dem Nest zueilen, das ihnen Geburtsstätte und Wiege zugleich war."

Von innerer Erregung bewältigt, hielt der würdige Greis in seiner kunstlosen, aber desto tiefer aus der Seele quellenden Rede ein; seine Augen richteten sich suchend nach der kleinen Emporbühne und seine Stimme klang noch weicher, als er sprach:

„Zum Schluß meinen innigsten und väterlichsten Dank für das schöne Lied, das uns allen von dorther in's Herz gesungen worden ist.

„Möge der Herr über Leben und Tod noch viele Jahre kommen und vergehen lassen, ehe die schwermüthige Stunde schlägt, wo sich jene liebliche Stimme ihr Schwanenlied singen wird. Amen.“ — —

Der greise Pfarrer faltete die Hände zum Vaterunser: hinter der Brüstung der Emporbühne aber tauchte ein Mädchenkopf hervor: zwei große, blaue Augen blickten thränenglänzend nach der Kanzel — dann verschwand wieder der Kopf, wie ein Nebelbild, das einen Moment an der Wand phosphorescirt, um dann wieder spukhaft zu zerrinnen.

Der Gottesdienst war vorbei; mit dem ersten Schritt über die Kirchenschwelle wich auch zugleich der Bann, der bisher auf den Gemüthern gelegen hatte, und die feierliche Stimmung der soeben verlebten Stunde stufte sich allgemach in minder rhapsodische Seelenschwingungen ab: die Männer und Burschen redeten bunt durcheinander, zwischen hinein klang manchmal ein neckisches Mädchenlachen. Der Weg von der Kirche bis zur Dorfgasse führte quer über den kleinen Friedhof; doch die elegische Stimmung innerhalb der Kirchen-

wände war außen im wogenden Sonnenlicht und sprossenden Baumesgrün bereits verflogen, und ziemlich gedankenlos drängte sich Jung und Alt an den schwarzen Kreuzen vorbei und achtete wenig auf das Rascheln der Flitterkronen mit deren verblichenen Bändern der junge Morgenwind spielte, als sei er ein neckisches Kätzchen. Der Mensch ist und bleibt eben stets ein Product seiner jeweiligen Eindrücke und Empfindungen und kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn ihm die Kraft mangelt, eine gewisse Stimmung, den äußern Verhältnissen zum Trotz, dauernd beibehalten zu können.

Zwei Mädchen waren die letzten im Zug; schweigend und langsam schritten sie zwischen der Doppelreihe von Gräbern dem Gitterthor entgegen. Manchmal bückte sich die Kleinere, um ein schiefes Kreuz wieder gerade zu richten, oder ein wildes Blümchen zu pflücken. Da trat mit einem Mal der Pfarrer, der sich inzwischen seiner Amtstracht entkleidet hatte, aus der Kirche und blickte mit seinen milden Augen über das vor ihm liegende Saatfeld der Ewigkeit. Die beiden Mädchen bemerkten ihn nicht, denn sie waren in einen kleinen Seitenpfad eingebogen und standen jetzt vor einem halb eingesunkenen Grab still. Während das größere

der beiden Mädchen sinnend stehen blieb, kniete das andere nieder und schien in den zuchtlos sprossenden Blumenflor einigermaßen Ordnung bringen zu wollen. Der alte Pfarrer kam langsam auf sie zu, und erst, als er dicht vor dem Grab stand, bemerkten ihn die beiden Mädchen. Das größere trat ehrerbietig, fast scheu, zurück; das andere erhob sich rasch und erröthete dabei bis tief in den Nacken hinab. Mit seinem gewohnten milden Lächeln betrachtete der alte Herr die beiden vor ihm stehenden Mädchengestalten und er nickte dabei mit seinem greisen Haupt, als sinn' er so still über Etwas nach. Vielleicht sann er darüber nach, wie doch unser Herrgott zwei Schwestern oft so durchaus verschieden von einander machen kann.

Der Contrast konnte aber auch wirklich nicht greller sein, als dies bei diesen beiden Mädchen der Fall war.

Die ältere und größere der zwei Schwestern — sie mochte achtzehn Jahre zählen — war das echte und rechte Abbild einer Zigeunerin, wie wir sie in Ungarn und Spanien finden können: eine complete Preciosagestalt. Die jüngere und kleinere dagegen war eine jener so seltenen Erscheinungen, von denen ich im Eingang bereits gesprochen habe.

Sie trug nämlich, im schroffsten Gegensatz zu ihrer Schwester und den Frauen in Böhmersdorf überhaupt, all die Merkmale der germanischen Rasse an sich — einen lichten Teint, aschblonde Haare und hellblaue Augen. Wir werden zu diesem Phänomen schon noch die natürliche Erklärung finden. — Der alte Pfarrer hatte zu sprechen begonnen, denn die beiden Schwestern sahen ihn an und schienen aufmerksam seiner Rede zu lauschen.

Was er aber zu ihnen gesprochen hat, kann ich nicht sagen, denn wisse, liebster Leser, daß es Momente gibt, wo Bescheidenheit und guter Ton es verlangen, daß der Schriftsteller sich, wie eine untergeordnete Staffagefigur auf dem Theater, sittsam hinter die Coulissen zurückzieht und dort sich die Ohren zustopft, während im Vordergrund wichtigere Personen einen Monolog, oder einen Dialog, oder gar einen Trialog vom Stapel laufen lassen.

Bedeutsam mochte übrigens die Rede des Geistlichen in allen Fällen sein, denn während die ältere der Schwestern den Kopf tief auf ihre Brust herabsinken ließ, wischte die Jüngere zum öftern mit der Hand über ihre Augen. Der Pfarrer selbst schien nicht minder tief ergriffen. Soeben reichte er den beiden Mädchen gleichzeitig seine Hände, und

während er sie herzlich schüttelte, schien er ein Wort des Abschieds, ein Lebewohl zu sprechen. Aber trotz der äußern Gleichstellung war es dennoch ersichtlich, daß es den Pfarrer innerlich mehr zu der jüngern der Schwestern hinzog und daß er vielleicht nur um ihretwillen an das Grab heruntergekommen war.

Die Drei hatten sich getrennt. —

Die dünne, lange Gestalt des Geistlichen schritt zwischen den Kreuzen und Gräbern wieder der Kirche zu; die beiden Schwestern aber wandten sich, schweigend und jede mit sich selbst beschäftigt, nach dem Gitterthor des Kirchshofs und verschwanden bald darauf hinter der Mauer.

Die Dorfgasse herauf kam's wie Getrommel und Getrompete, zwischen hinein mischte sich lauter Kinderjubel, das eifrige Reden von Frauen und das derbe Lachen der Männer. Das Ganze erinnerte an die Worte:

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuersflammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen
Und einen Ritter hoch zu Roß
Gewahr' ich aus dem Menschentroß.

Dem Zug voraus ritt auf einem struppigen und mürrisch dreinschauenden Esel ein als Hanswurst maskirter Bursche, der durch greuliches Grimassenschneiden und burleske Witzeleien die Lachmuskeln seines Publikums auf Tod und Leben zu reizen suchte, was ihm denn auch fürtrefflich gelang, denn die Leute selber wollten ja um jeden Preis lachen und kamen also dankbar und auf halbem Wege Dem entgegen, der sie zu gaudiren trachtete. Hinter dem Eselsritter kam eine nicht minder abenteuerliche Cavalcade; den Kleppern waren Blumen, Bänder und Schellen in Schweif und Mähne geflochten, ihre Reiter trugen als Kopfbedeckung große Düten mit einem Hahnenschwanz darauf: um das Komische ihrer Erscheinung noch zu erhöhen, hatten sie sich, wie die Cooper'schen Indianer im „Lederstrumpf", ihre Gesichter mit allerlei grellen Farben beschmiert. Mit Trompeten, Schnarren und Gießkannen executirten sie eine höllische Musik, die einem Tauben die Ohren hätte zerreißen

müssen, hier aber nur dazu beitrug, die allgemeine Heiterkeit noch allgemeiner zu machen. Wenn sich der Mensch einmal fest vorgenommen hat, lustig und fidel zu sein, dann denkt er wie jener Franzose:

Qu'importe que je m'ennuie, pourvu, que je m'amuse!

Jubelnd, plaudernd und lachend wälzte sich in einer Staubwolke der ganze Troß von Mann, Weib und Kind hintendrein.

Ein Maifest.

Mitten in dem Tannenwald, der sich als dunkler Gürtel rings um Böhmersdorf zog, lag, eingesprengt wie eine Metallader ins taube Gestein, ein kleines, anmuthiges Laubgehölz.

Blatt und Nadel grenzten sich schroff, fast feindlich von einander ab, und schon von Weitem machte sich die kleine Oase mitten in der trostlosen Sandwüstenei bemerklich. Hier begingen denn auch schon seit Jahr und Tag die Böhämmer ihr Maifest, oder, wie sie es nannten: den Sommertag. Morgens war, wie wir gesehen haben, Gottesdienst; dann aber zog Jung und Alt in den Wald hinaus, um zum letzten Mal für lange Zeit froh und vergnügt beisammen zu sein. Auch diesmal ging die lustige Pilgerfahrt dem Wäldchen zu.

Eine den Böhämmern altgewohnte, für meine Leser aber gewiß bizarre Scenerie trat in scharf markirten Umrissen aus dem Waldesdunkel hervor. Auf einem ebenen, grasbewachsenen Plan, umzäunt von rauschenden Buchen und Birken, stand ein förmliches Zeltlager; die Wände dieser aus Wagentüchern, Pferdeteppichen und Bettlaken erbauten Häuser waren mit Laubgewinden decorirt, oben auf den Spitzen flatterten buntfarbige Fähnlein. Mit einem hallenden Freudengeschrei ward die kleine Zeltstadt von den Ankömmlingen begrüßt; dann aber entfaltete sich ein unbeschreibliches Regen und Rühren.

Die Kinder trugen Holz und Tannenzapfen zusammen, die Frauen und Mädchen machten sich mit den mitgebrachten Körben und Töpfen zu schaffen, die Männer und Burschen brachten die Thiere ins Gras, oder schlängelten sich halb verstohlen nach einer Buchengruppe, unter deren grünem Dach der Dorfwirth eine Schenkbude aufgeschlagen hatte. Sein finniges Gesicht mit der blaurothen Kartoffelnase leuchtete hinter den Gläsern und Flaschen und zwischen den vorn am Dach der Bude aufgehängten Wurstguirlanden hervor, wie wenn der Vollmond mild lächelnd aus den Wolken tritt. Ueber all diesem Thun und Treiben spannte sich der tief-

blaue Himmel und die goldene Maisonne warf ein schimmerndes Lichtnetz darüber hin. Von den ausgelassenen Kindern emsig unterhalten, flammten vor den Zelten die Kochfeuer, in die aufqualmenden Rauchwolken mischten sich die prickelnden Düfte der Suppe und des schmorenden Fleisches. Eines der Zelte, so ziemlich mitten im Lager, wird vor allen andern unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Hier campirte der Holländerpeter mit seiner Familie.

Der Holländerpeter — also genannt, weil er früher unter die Holländer gegangen und sechs Jahre in Batavia gewesen war — konnte als der Patriarch der ganzen Gemeinde betrachtet werden; er genoß die allgemeine Liebe und Achtung der Böhämmer und war darum auch schon seit Jahr und Tag Dorfschulz. Dieses Amt hinderte jedoch den bereits fünfundsechszigjährigen Mann keineswegs, sein Wanderleben nach wie vor zu führen. Im Mai zog er fort und hausirte Land auf, Land ab; im October kam er erst wieder heim. In der Zwischenzeit verwaltete irgendeiner der zurückgebliebenen Greise das Schulzenamt, das während jener sechs Reisemonate eine reine Sinecure war, da ja fast die gesammte Dorfbevölkerung abwesend war. Kaum zurückgekehrt, ergriff der Holländerpeter dann wieder mit festen

Händen die Zügel der Gemeindeverwaltung und regierte weiter bis zum 2. Mai, wo er alsdann wieder seinen Schulzenstab mit der Fuhrmannspeitsche vertauschte und mit seiner Ladung von Fruchtsieben, Krautscherben und sonstigen Holzschnitzereien von neuem in die weite Welt hinaus-hauderte.

Dort stand er jetzt, der Holländerpeter, mit dem Rücken an eine Buche gelehnt, im Mund die kurze Holzpfeife. Vergnüglich blies er die blauen Tabakswölklein von sich und ließ seine hellen Augen rings im Kreis umherschweifen, Alles bemerkend und doch thuend, als hab' er nichts gesehen.

Der Holländerpeter sah, wie tief drin im Wald der älteste Bube des Guckkasten-Jürgel's dem zweit jüngsten Mädel des Schnurranten-Christoph's einen herzhaften Kuß gab und wie das Mädel, statt sich pflichtgemäß zu wehren, ganz still hielt, als sei ihr der Krampf in alle Knochen gefahren. Da schmunzelte der Holländerpeter in seinen grauen Bart hinein und brummte halblaut:

„S'ist'n ganz verfluchter Lausbub! aber ich hab' halt doch meine Freud' dran, wenn so ein junger Bengel Schneid' hat“. . . .

„He! soll ich Euch helfen?“ rief er auch schon im selben Moment und wandte seinen Kopf nach einer ganz andern Richtung hin.

Zwei Buben hatten ein junges Birkenstämmchen umgebogen und ritten darauf herum. Es war ersichtlich, daß das Bäumlein unter seiner Last brechen mußte. Der Holländerpeter aber trat mit seinem „He!“ als rettender Schutzengel dazwischen, und die jungen Kannibalen ließen die Birke wieder in die Höhe schnellen und schlugen sich höchst eilfertig seitwärts in die Büsche, denn sie wußten aus bitterster Erfahrung, daß der Holländerpeter in gewissen Dingen blutwenig Spaß verstand und daß seine starkknochigen Hände schon noch mehr konnten als Löffel schnitzen und Drathsiebe flechten.

So waren die Augen des Alten überall und nirgends.

Sein Weib, eine schon ebenfalls bejahrte, aber nicht minder rüstige Frau, war einige Schritte von ihrem Eheherrn mit der Zubereitung des Festmahles beschäftigt; die größere und ältere der beiden Mädchen, die wir auf dem Kirchhof mit dem Pfarrer zusammen gesehen haben, saß im Gras und schälte Kartoffeln, ihre jüngere Schwester saß ein wenig seitwärts: den Schooß voll gepflückter Waldblumen,

die Hände darüber gekreuzt, schien das Mädchen in ein träumerisches Sinnen verloren. Ihre großen, blauen Augen starrten zu den Baumwipfeln hinauf, durch die der Maiwind spielte. Soeben wandte die ältere Schwester den Kopf um und bemerkte dabei die Träumerin.

„Du könnt'st mir auch helfen Kartoffeln schälen, statt dich daher zu setzen wie eine Prinzessin!" meinte sie ziemlich unwirsch.

Die also Angeredete zuckte leicht zusammen und erröthete, dann aber erhob sie sich elastisch aus dem Gras und schritt dem Kochplatz zu.

Der Holländerpeter war Augen- und Ohrenzeuge des ganzen Vorfalls gewesen; jetzt nahm er die Pfeife aus dem Mund und sich an die ältere der Schwestern wendend, sprach er:

„Mußt du denn immer dreinfahren wie ein bissiger Kettenhund?"

Eine flammende Glut — ob Scham oder Zorn, oder ob Beides zugleich, ich weiß nicht — schoß in die bronzefarbigen Wangen des getadelten Mädchens. Ihre Augen funkelten dabei wie die einer wilden Katze und sie schnitt

so heftig eine Kartoffel mitten entzwei, daß ihr der Stahl dabei um ein Haar in die Hand gedrungen wäre.

Ihre Lippen aber blieben wortlos.

„Jette," wandte sich der Holländerpeter von neuem an das schmollende Mädchen: „ich hab' dir ja schon so oft gesagt, du solltest gegen die Margundel nit so hitzeblitzig sein! was kann denn die dafür, wenn sie kein so Hurras ist wie du!"

Die Jette schälte mit fieberhaftem Fleiß weiter.

„Wenn ich wie du wär', so würd' ich mich in den Tod hinein schämen," predigte der Holländerpeter unverdrossen weiter.

„Hast du schon wieder vergessen, was dir der Herr Pfarrer heut' morgen auf dem Kirchhof gesagt hat?"

Er schwieg einen Augenblick, als woll' er eine Antwort abwarten, da diese jedoch nicht erfolgte, so sprach er weiter:

„Wenn Vater und Mutter todt sind, so hat der Herr Pfarrer zu dir gesagt, und wenn zwei Kinder ganz allein in der Welt herumlaufen wie zwei verirrte Schafe, so müssen diese Kinder zusammenhalten wie Pech und Eisen und aus ihren zwei kleinen Kräften eine gemeinsame große

machen, daß nit jeder Lump auf ihnen herumtrampeln kann, als wären sie nur da, um die Stiefel an ihnen abzuputzen!"

„Das hat der Herr Pfarrer heut' Morgen zu dir gesagt, und siehst du, Jette," fuhr der Holländerpeter in seiner Bußpredigt weiter: „Eure Mutter — Gott hab' sie selig! — hat auf dem Sterbebett Euch mir ans Herz gelegt, und ich hab' ihr versprochen, für Euch zu sorgen so viel's in meinen schwachen Kräften steht. Ich bin jetzt selber ein alter Mann geworden und kann jeden Augenblick abgerufen werden; wie wird's aber dann gehen, wenn ich nit mehr da bin, um Ruh und Frieden zwischen euch zwei zu stiften?"

Stimme und Gesichtsausdruck des sonst so heitern Mannes waren über dieser Rede geradezu schwermüthig geworden und contrastirten seltsam genug mit der fröhlichen Umgebung. In den blauen Augen der Margundel standen schon längst die hellen Thränen; die zähere Natur der Jette aber rang noch trotzig mit der aufsteigenden Rührung.

Wohl war sie sich ihres Unrechts bewußt, aber nicht für hundert Gulden hätt' sie sich ihren Eisenkopf so mir nichts, dir nichts brechen lassen. Nein, das hätt' sie nicht gethan!

Der Holländerpeter aber kannte seine Pappenheimer, drum sprach er:

„Das hab' ich schon lange gewußt, daß der Jette nix an mir liegt, sonst wär' sie nit so störrig! aber wart' du nur, Mädel, bis auf dem Kirchhof die Würm' an mir herumknuspern, da wirst du schon noch einsehen lernen, daß es Keiner so gut mit dir gemeint hat wie ich. Dann aber ist's zu spät, und wenn du auch heulst wie ein Schloßhund, so bringt dir das doch nit mehr den Holländerpeter zurück!"

Mit wogender Brust und Wangen, in denen sich Blässe und Röthe einander jagten, stand die Jette zwischen ihrer Schwester und dem Alten. Um ihre Lippen zuckte der Widerstreit ihrer bessern Natur mit dem dämonischen Trotz, der sich wie ein rother Faden durch ihr ganzes Charaktergewebe zog. Mit einem Mal fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen, ein Lippenpaar preßte sich weich und warm auf ihren fest übereinander gebissenen Mund.

Die Wirkung dieses Kusses war eine seltsame.

Die eisenharten Lippen der Jette quollen unter denen der Margundel weich und immer weicher auseinander — ich möchte fast sagen: wie der Kelch einer sich erschließenden Blume; die dunkeln Augensterne verschwammen träumerisch und immer

träumerischer, dann schossen dicke Thränen hinein: erst eine, dann zwei, drei — am Ende bog sich der störrische Nacken tief auf die Brust herab, und die Jette fing an zu weinen bitterlich wie ein Kind.

Mit verschränkten Armen stand der Holländerpeter vor diesem Bilde des gebrochenen Trotzes; in seinen hagern, gebräunten Wangen spielten die Muskeln wetterleuchtend auf und nieder, dann aber wandte er sich ab und schritt langsam einer plaudernden Männergruppe entgegen.

Gegessen und getrunken wurde theils in, theils vor den Zelten.

Der Holländerpeter hatte mittlerweile wieder seinen alten Frohsinn gewonnen; auch die Stimmung der beiden Schwestern war ruhiger geworden, vergleichbar einem Hochwasser, das sich allgemach verläuft und schließlich in seine natürlichen Grenzen zurücktritt.

Nur da flog's abermals wie ein wehmüthiger Schatten über das Gesicht des Holländerpeter's, als er seine Frau eine Hammelskeule auftragen sah. „Gelt Alte", wandte er

sich an seine Hausehre, „gelt, wenn jetzt unser Bub noch da wär'! Der thät die Hammelskeul' mitsammt den Knochen klein machen.“

Die alte Frau nickte traurig; der Holländerpeter aber griff zu seinem Glas, reichte es seinem Weib und sprach:

„Da, Mutter trink' auf die ewige Ruhe unsers Wilhelm!“

Ich will dem Leser mit wenigen Worten sagen, was es mit dem einzigen Kind des Holländerpeter's für ein Bewandtniß hatte.

Wilhelm mußte, etwa funfzehn Jahre vor der Zeit, wo meine Erzählung spielt, Soldat werden. Der politische Moment war damals ein kritischer, und der Jüngling, obwohl das einzige Kind seiner Aeltern, mußte marschiren. Ein Lieutenant erkor sich aus irgendwelchen Gründen den jungen Soldaten zum exclusiven Zielpunkt seiner Chicanen und Quälereien. Wilhelm, zum Aeußersten getrieben, vergriff sich an dem Offizier thätlich; das Kriegsgericht verurtheilte den Meuterer zu sechs Jahren Festung. Der Leser darf nicht vergessen, daß dies nahezu vor funfzig Jahren geschah. Auf der Festung mußte Wihelm, dem barbarischen und zugleich lächerlichen Strafcodex jener Zeit gemäß, täg-

lich acht Stunden Wasser pumpen, aber dies nicht etwa zu irgendeinem nützlichen Zweck, sondern rein aus Menschenschinderei. Jeden Morgen um sieben Uhr wurde der Sträfling in eine tiefe Casematte hinunter gebracht, in deren Mitte ein Pumpbrunnen stand; an diesen Brunnen wurde Wilhelm mit einer Kette festgeschlossen, der Profoß zog einen Pflock heraus, und der Brunnen fing an zu laufen. Wenn der Sträfling pumpte, so konnte er die Wasser bewältigen. Hielt er aber nur einen Augenblick ein, so legte sich, vermittelst eines Mechanismus, eine Klappe vor das Abzugsrohr und das Wasser, in seinem Lauf gehemmt, strömte in die Casematte zurück, die bis zur Decke mit Steinplatten ausgemauert war und in der also das Wasser wie in einer Cisterne stehen blieb. Begann nun der Sträfling wieder zu pumpen, so öffnete sich auch wieder die Klappe und ließ dem Wasser seinen frühern Lauf. Pumpte aber der Mann beharrlich nicht weiter, so stieg das zurückgestaute Wasser in der Casematte höher und immer höher, bis es zuletzt dem Mann über den Kopf wuchs. Um elf Uhr morgens wurde dann Wilhelm losgemacht und durfte ruhen bis um zwei; von zwei bis sechs Uhr ging's wieder an die Pumpe. Und dieses Jammerleben sollte sechs lange Jahre währen, weil

der arme, zur Verzweiflung getriebene Soldat einen Schuft von Lieutenant an der Gurgel gepackt und ein paar mal geschüttelt hatte. Volle zwei Jahre pumpt Wilhelm täglich seine acht Stunden, dann aber bekam er es satt.

Als eines Abends der Profos kam, um seinen Gefangenen abzuketten und in seine Zelle zurückzuführen, fand er die Casematte ganz voll Wasser: Wilhelm hatte es sich freiwillig über den Kopf wachsen lassen.

Noch saßen die Alten schmausend und zechend im Gras, als auch schon eine Trompete zu schmettern anfing, als gälte es, die Stadtmauer von Jericho zum zweiten Mal umzublasen. In den leidenschaftlichen Ausbruch der Trompete mischten sich das keifende Gequick der Clarinette und das verdrossene Knurren der Baßgeige. Das Alter blieb ruhig im Gras sitzen und aß und trank gottgetrost weiter; die Jugend aber war schon bei dem ersten Trompetenstoß wie von unsichtbarer Hebelkraft bewegt, und eilte jetzt mit glühenden Wangen und funkelnden Augen dem Tanzplatz entgegen.

Die Jette war der Ersten eine, die dort ankam; sie hatte just den Mund aufgesperrt, um eine Gabelladung hineinzudirigiren, als im selben Moment die Trompete erklungen war. Die Gabel fallen lassen, auf die Füße springen, mit der Hand über den Mund wischen und dann auf und davon, was gibst du, was hast du — dies Alles war bei dem lebenslustigen Geschöpf das Werk eines Augenblicks gewesen.

Aber auch die Margundel hatte den Lockruf der Trompete nicht taub überhört, denn sie tanzte nicht minder gern wie ihre Schwester; nur äußerte es sich bei ihr nicht so stürmisch wie bei der Jette.

„Na, Margundel, was besinnst du dich noch lang?"

Der Holländerpeter frug's und schmunzelte schelmisch dazu.

„Ich will der Bas' erst noch helfen das Geschirr spülen."

„Ach was!" meinte der Alte, „mit den paar Tellern und Schüsseln wird meine Frau schon allein fertig — gelt Mutter?"

Das Weib des Holländerpeter's nickte.

„Siehst du", wandte er sich wiederum an das Mädchen, „also drück dich nit lang herum und mach', daß du zu der Musik kommst, denn die Jugend will getobt haben."

Die Margundel ging, und sinnend blickte ihr der Holländerpeter nach; dann sprach er zu seiner Frau:

„Man sollt' gar nit meinen, daß die Jette und die Margundel Geschwister sind und aus Einem Mutterleib stammen! Das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht — heut' aber" — unterbrach er sich in seiner Reflexion, „machen wir zwei Alte auch noch ein Tänzchen — gelt Mutter?"

„Du vergißt, Peter, daß ich achtundfünfzig Jahr alt bin!" erinnerte die Frau.

„Und ich fünfundsechzig!" entgegnete der Mann in komischem Eifer, „wenn wir auch nit mehr sind, was wir einmal waren, so langt's doch noch immer zu einem Schleifer, und den hast du ja als Mädel so wüthig gern getanzt."

In die runzeligen Wangen der Matrone stieg's wie ein fernes Abendroth, das an den Grenzmarken der Nacht den sterbenden Tag nochmals schwermüthig verklärt.

Auf dem Tanzplatz ging's bereits drunter und drüber zu.

Der Plan war hergerichtet worden wie eine Scheuertenne, über diesem naturwüchsigen Ballsaal wölbten sich die grünen Baumwipfel zur schönsten Decke, und kein Kronleuchter mit seinem Kranz von blendenden Gasflammen hätte heller flimmern können als die Maisonne, die wie ein goldenes Meer über den Wald hinflutete und ihren Wellenschlag, gedämpft durch den Blätterdamm, leis und lind auf dem Tanzboden zerrinnen ließ. Um sich leichter und elastischer bewegen zu können — theilweise vielleicht auch aus Gründen der Sparsamkeit — hatten die Burschen und Dirnen ihre Stiefeln und Schuhe ausgezogen; gleich darauf flogen auch die Jacken und Mieder vom Leib herunter, die Hemdenkragen wurden aufgeknöpt und die Aermel bis zum halben Elnbogen aufgestülpt. Die derben, in Wind und Wetter gestählten Menschenkinder fürchteten für ihre nackten Füße ebenso wenig einen Dorn oder einen spitzen Kiesel, als sie an einen Schnupfen oder Katarrh dachten.

Für einen Maler wäre das Ganze ein reizendes Bild gewesen.

Die Burschen, fast durchgängig schlanke und geschmeidige Figuren, trugen dunkelblaue, eng anschließende Hosen,

die längs den Nähten mit kleinen Metallknöpfen und an den Schenkeltheilen husarenartig mit Schnurwerk besetzt waren. Die Mützen hatten sie an den nächsten Bäumen aufgehängt und ließen ihre rabenschwarzen Haare frei im Winde flattern. Die Dirnen, ebenfalls schlanke und nervige Gestalten, machten sich ganz vortrefflich in ihren blüthenweißen Hemden und Röcken von grellster, meist brennend rother Farbe. Man konnte jetzt so recht die plastische Schönheit ihrer Glieder bewundern. Füße und Hände zierlich wie aus Elfenbein gedrechselt, Waden und Arme in den harmonischen Verhältnissen der Antike, durchwachsen von einem springfederartigen Sehnennetz. Und alles dies wirbelte und wogte bunt durcheinander, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, mit neckischem Lachen und lautem Jubelruf. Da wurde die Tradition, zufolge der die Böhämmer von Zigeunern abstammten, zur vollen Gewißheit, denn so heiß und wild kann nur bei den Kindern einer wärmern Zone das Leben pulsiren. Die Jette war jetzt so recht in ihrem Element; sie konnte ebenso wohl an eine phrygische Bacchantin erinnern, als an eine indische Bajadere oder eine ägyptische Almeh.

Sie tanzte mit dem Purzeljoseph — also genannt, weil

er seines Gewerbes ein Seiltänzer war; auch konnte er nebenbei brennendes Werch fressen und mit drei Tranchirmessern Fangball spielen. Auch als „Wilder" hatte er schon mit Glück debütirt und als solcher Kieselsteine verschluckt und lebende Tauben mit sammt den Federn verspeist. Ebenso hatte er sich als „falscher" Tiroler producirt, denn jodeln konnte er trotz einem Zillerthaler.

Aber ein prächtiger Kerl war der Purzeljoseph trotzdem!

Ein brillanter Tänzer und unerschöpflich an guten und schlechten Witzen aller Art. Die Jette mit ihrer so wahlverwandten Natur hielt große Stücke auf ihn, und wenn sie ihn nicht geradezu liebte, so lag dies mehr in den äußern Verhältnissen eines unsteten Lebensberufes als in der eigentlichen Stimmung ihrer Seele.

Auch die Margundel war in den Strudel hineingezogen worden, denn sie tanzte, wie schon gesagt, gern.

Mit einem Mal lief ein dumpfes Gemurmel durch den ganzen Kreis; alle Köpfe wandten sich nach einer und derselben Richtung hin, aus den dunkeln Augen blitzte das düstere Feuer der Feindseligkeit — ja des wildesten Hasses. Und was war die Ursache dieser allgemeinen Bewegung?

Aus dem Waldbunkel war ein Mann hervorgetreten! jetzt stand er dort an jener Birke, ruhig und regungslos wie eine Statue; nur die scharf beobachtenden Augen verriethen, daß in dieser Bildsäule ein vollkräftiges Leben treibe. Eine mittelgroße, aber muskelstrotzende Gestalt war's. Ein französischer Romancier würde gesagt haben: zwischen zwei Elephantenschultern wuchs ein Stiernacken in die Höhe. Zu den grünlich phosphorescirenden Tigeraugen paßte das blonde Kraushaar, das in üppigster Fülle unter dem grauen Filzhut hervorquoll; ein grüner Jagdrock umspannte knapp den herculischen Leib. Ein Dächselpaar schnupperte zu seinen Füßen im Gras herum: man konnte aus den kleinen Hunden Pygmäen machen, die den Koloß von Rhodos spielend umkreisten. So stand er, seine schwere Kugelbüchse in der Faust, unter der Birke, als ein Urbild der Manneskraft.

„Was will der Grünrock hier schaffen?" lief's flüsternd von einem Tänzerpaar zum andern. Auch die Alten steckten die Köpfe zusammen und tauschten ihre Meinungen aus, wobei sie dem Jäger keineswegs freundliche Blicke zuwarfen. Doch den schien das Alles blutwenig anzufechten; ruhig und gelassen sah er dem Treiben zu und weder die grimmigen Augen der Burschen, noch das spöttische Kichern der Dirnen

schienen seinen Gleichmuth irgendwie erschüttern zu können. Letztern zollte er eine souveraine Verachtung, und für die Erstern hatte er jenes trotzige Kraftwort in Bereitschaft, das Götz von Berlichingen den Spiesbürgern von Heilbronn entgegen gerufen hat:

„Wer kein ungarischer Ochs ist, komm' mir nit zu nah'!"

Der Tanz war zu Ende und während die einen Paare sich athemholend im Wald ergingen, wandten sich die andern der Schenkbude zu, um die rings her der Wirth rohgezimmerte Tische und Bänke errichtet hatte. Auch der Jäger schritt langsam darauf zu und setzte sich abseits an einen leeren Tisch. Der Wirth — als solcher eine neutrale Macht — brachte dem Waidmann auf Begehren einen Schoppen Achter.

Dies bemerkte einer der Burschen. „Mir einen Schoppen Zwölfer!" rief er dem Wirth entgegen und lächelte spöttisch zu dem Jäger hinüber.

„Mir auch einen Schoppen Zwölfer!" riefen gleich darauf mehrere Stimmen durch einander, und abermals kicherten die Dirnen.

Ein dunkles Roth legte sich über die Stirn des Jägers hin und seine Zornader schien sich mit Blut zu füllen, denn

nur allzu gut hatte er verstanden was die Burschen damit sagen wollten, als sie sich Zwölfer bestellten, während er nur Achter trank.

Und eben intonirte der Purzeljoseph mit heller Stimme:

Ein kurzer Rock und 'n langer Bart
Macht lang noch nit den Mann;
Nur der ist von der rechten Art,
Der Zwölfer trinken kann!

Alles lachte laut auf, denn das schnell improvisirte Trutz-Schnadahüpf'l des Purzeljoseph's war sämmtlichen Burschen und Dirnen so recht aus dem Herz gekommen. Der Jäger blickte nach dem Sänger herüber und dem Purzeljoseph, keck wie er sonst auch war, wurde es unheimlich zu Muth, als ihn die Augen des Jägers kalt und scharf wie zwei Dolchklingen durchbohrten.

Vielleicht nach beiden Seiten hin war's ein Glück, daß soeben die Musikanten einen neuen Tanz signalisirten. Bei den ersten Tönen stob die Menge auseinander, der unliebsame Eindringling war für den Augenblick vergessen, und Alle dachten nur an sich und ihr Vergnügen.

Der Jäger warf einen raschen Blick über den Platz; weiter drunten auf einem Reisigbündel saß die Margundel. Sie schien für diesmal keinen Tänzer zu haben oder zu wollen; denn die anderen Paare ordneten sich bereits, und im nächsten Augenblick konnt' es losgehen. Die Margundel blickte zu dem Jäger herauf, ihre Augen begegneten sich. Nochmals sah der Waidmann zu ihr hinunter, dann erhob er sich rasch und schritt auf die Schenkbude zu. Nicht wenig staunte der Wirth, als ihm der Jäger sein Gewehr einhändigte mit der Bitte, es für ein paar Minuten in Obhut zu nehmen. Unbemerkt von Allen, lockerte er seinen Hirschfänger in der Scheide, dann schritt er auf die Margundel zu. Blaß und roth ward sie zugleich, als der Jäger sie artig zum Tanz aufforderte. Sie sah all die spöttischen Blicke der Burschen und Dirnen auf sich gerichtet; andererseits that's ihr weh, einen Mann, den schon die ganze Gesellschaft unverdientermaßen beleidigt hatte, durch eine abschlägige Antwort noch mehr kränken zu wollen. Der Jäger schien ihren Gedankengang errathen zu haben, denn er fügte rasch bei:

„Wenn du nicht gern mit mir tanzen willst, so sag's nur frei heraus!"

Er blickte ihr aber dabei tief in die Augen, bis in die

Seele hinunter, und wie in einem Traum stand sie auf und reichte ihm die Hand. Leicht und gewandt führte er sie in den Kreis der tanzenden Paare — einen Augenblick später wiegten sich Beide im Rhythmus eines regelrechten, ordentlichen Walzers.

Wenn ein kräftiger Mann zugleich ein flinker Tänzer ist, so gewährt er einen hübschen Anblick. Das mußten sich all die anwesenden Dirnen und sogar die Burschen, wenn auch mit Widerstreben, sagen.

Wie eine Feder lag die Margundel in den nervigen Armen ihres Tänzers, er schien sie zu tragen, und sie brauchte die Bewegungen des Walzers mit ihren Füßen nur so anzudeuten. Ihr Kopf reichte dem Jäger gerade bis an die Brust; sie fühlte seinen Herzschlag: der ging, trotz des Tanzes, ruhig und stark wie der Pendel einer massiven Uhr. Im Vorbeiwirbeln bemerkte die Margundel den Holländerpeter. Seine kurze Pfeife wie immer im Mund, stand er mit verschrenkten Armen neben seiner Frau und als ihn die Margundel ansah, nickte er ihr freundlich und zugleich schelmisch zu.

Mit einem schrillen Accord schloß der Walzer ab, und der Jäger lud seine Tänzerin zu einem Glas Wein ein.

Erröthend nahm's die Margundel an.

Mit richtigem Takt und genauer Kenntniß der ihn umgebenden Denkart, bestellte er abermals einen Schoppen Achter; hätte er zu Zwölfer gegriffen, so wäre das Gewitzel wieder von neuem losgegangen. So aber war der Lachlust die Spitze abgebrochen und keiner der Burschen wollte das abgedroschene Thema zum zweiten Mal auf's Tapet bringen. Vielleicht hatte ihnen aber auch die Tanzgeschicklichkeit des Jägers imponirt, denn die Naturmenschen respectiren immer die körperliche Gewandtheit, möge sie sich zeigen wie und wo sie wolle.

Glühend vor Hitze und Aufregung kam die Jette her und setzte sich neben ihre Schwester; den Jäger würdigte sie kaum eines kurzen und barschen Grußes. Trotz ihres unhöflichen Benehmens schien der sie mit Interesse zu betrachten, sie sah auch in diesem Moment wirklich malerisch aus: in ihre rabenschwarzen Haare hatte sie einen Kranz von Eichenblättern geflochten, das eine Ende des Kranzes hing ihr in den bronzefarbigen Nacken hinab; die Beine hatte sie zwanglos — zum horreur einer Institutsvorsteherin — übereinander geschlagen, unter dem rothen Rock sah ihr kleiner,

sonnenbrauner Fuß bis weit über die Knöchel hervor. Der Jäger credenzte ihr sein Glas.

„Ich hab' keinen Durst!“ antwortete sie kurz ab.

Der Andere aber schien das Spiel noch nicht ganz für verloren zu betrachten, denn er engagirte die Jette zu einem Tanz. Die maß ihn mit funkelnden Augen von Kopf bis zu Fuß, dann meinte sie schnippisch:

„Wenn ich tanzen will, so brauch' ich nit zu warten, bis mir unser Herrgott aus Gnad und Barmherzigkeit Einen zuschickt!“

Damit stand sie auf und ging, als woll' sie den Jäger recht ärgern, zum Purzeljoseph hinüber, von dessen Wein sie einen Schluck nahm, der einem Dragonercorporal zur Ehre gereicht wäre.

„War das eine Kamerädin von dir?“ frug der Jäger seine Tänzerin.

„'S ist meine Schwester“, antwortete die Margundel.

„So! so!“ machte der Andere erstaunt, „die scheint so eine rechte wilde Katze zu sei.“

„Kratzen kann sie schon!“ meinte die Margundel lächelnd, „aber sie denkt inwendig doch nit so, wie sie's von sich gibt.“

Der Jäger schwieg einige Minuten, dann sprang er über: „Also morgen früh geht's fort?"

Die Margundel nickte. „Wohin zu?" wollte er wissen.

„Wir gehen an die Nahe und von da in die Pfalz", erklärte sie.

„Das ist 'ne hübsche Tour," meinte der Jäger, „wenn mich hier nicht der Wald zurückhielte, so möcht' ich auch einmal als Spielmann durch die weite Welt reisen."

„Und ich blieb' am liebsten zu Haus!" sagte das Mädchen.

„So hast du keine Freud' am Wanderleben?" frug der Jäger, nicht wenig erstaunt. Die Margundel schüttelte den Kopf.

„Meine Schwester aber, die Jette," sprach sie weiter, „thät' vor Kummer und Langeweil' sterben, wenn sie immer auf dem nämlichen Fleck bleiben müßt', der ist die Welt zu eng."

Der Jäger sah auf seine Uhr; ein Schatten des Verdrusses lief über sein Gesicht, dann sagte er: „Ich muß jetzt weiter, so leid als mir's auch thut! sag einmal, wie heißt du denn eigentlich?"

„Margundel," antwortete sie erröthend.

„Nun, so leb' denn wohl, Margundel, und reise glücklich! wenn du bis Herbst zurückkommst, so wollen wir wieder einen Hopser machen — nit wahr?"

„Wenn wir noch bis dorthin leben," meinte sie ausweichend.

„Pah! red' doch nicht gleich vom Sterben!" lachte der andere, „ich will vor sechzig Jahren gar nicht dran denken — aber an dich desto öfter!" setzte er bei, und sein Gesicht wurde wieder ernst, „denk' auch ein bissel an mich, willst du?"

Er sah ihr wieder bis in die Seele hinein wie vorher, als er sie zum Tanz aufgefordert hatte, und die Wirkung seines Blickes mußte wohl eine magische sein, denn sie sah ihn abermals wie im Traum an und nickte langsam mit dem Kopfe. Der Jäger trat vor die Schenkbude, um seine Zeche zu bezahlen und sein Gewehr zurückzufordern, dann reichte er der Margundel die Hand und sprach: „B'hüt dich Gott!"

Die Büchse schulternd, pfiff er seinen Dächseln und schritt mit mächtigen Schritten in den Wald hinein, in dessen

Blätterdunkel er bald verschwand. Die Margundel hat ihm nachgeblickt, bis er nicht mehr zu sehen war.

Kaum war der verhaßte Grünrock fort, als auch schon Alle auf die Margundel losstürzten, um ihr die bittersten Vorwürfe zu machen, sie zu höhnen und zu verspotten. Die Jette und der Purzel-Joseph trieben's am allerärgsten, denn die Beiden hegten den meisten Grimm gegen den Jäger. Die Margundel ließ widerstandslos den Sturm über ihrem Haupte hinwegbrausen und als der Holländerpeter den Tumult bemerkte, so kam er herbei und machte wie immer den Friedensstifter.

„Vorhin hast du mit dem Jäger getanzt," sprach er zu der Margundel, „jetzt tanz'st du mit mir." Und der alte Mann nahm das junge Mädchen bei der Hand und führte sie zum Reigen.

Mittlerweile war es Abend, dann Nacht geworden. Hinter dem Tannenwald stieg der Vollmond auf und goß sein melancholisches Licht über die traumversunkene Natur. Im Lager der Böhämmer jedoch dachte noch Niemand an Ruhe — im Gegentheil: je weiter die Nacht vorrückte, desto höher und stürmischer ging der Wellenschlag der Lust. Der reichlich genossene Wein schien den Burschen und Dirnen

wie Feuer und Lava durch die Adern zu strömen. Das waren keine Tänzer und Tänzerinnen mehr, das war ein Troß von Faunen und Mänaden, die versammelt zu sein schienen, um zu Ehren des Bacchus Lyäus und der Venus Pandämus eine wilde Orgie zu feiern. Der Mond allein beleuchtete dieses Theater; die hin und her huschenden, wirbelnden und taumelnden Gestalten nahmen in dem bleichen Mondlicht gespenstige Formen an; man hätte an einen Todtentanz denken können, wenn nicht die blitzenden Augen gewesen wären und wenn nicht das tolle Jauchzen allzu sehr an den fiebernden Pulsschlag des Lebens erinnert hätte.

Gegen Mitternacht zogen sich die ältern Leute in ihre Zelte zurück, um der Ruhe zu pflegen; doch noch manch ein Graukopf blieb vor der Schenkbude sitzen und zechte tapfer weiter. Die Margundel hatte sich ebenfalls unsichtbar gemacht, Keiner vermißte sie, Niemand frug nach ihr. Tief im Walde saß sie auf dem moosigen Stumpf einer Eiche; den Kopf in beide Hände gestützt, starrte sie in das Mondlicht hinauf, das ihr voll ins Gesicht fiel. Der Nachtwind rauschte über ihr durch die Bäume und schüttelte manchmal ein Blatt auf das einsame Menschenkind herab. Wohl eine

lange Zeit mochte sie schon hier sitzen und träumen, da bogen sich die Hecken auseinander und der Holländerpeter stand vor dem erschrocken zurückfahrenden Mädchen.

„Komm, Margundel, du brauchst Ruh', damit du morgen früh' wieder frisch auf den Beinen bist!" sprach er und nahm sie bei der Hand.

Schweigend kehrten Beide zu den Zelten zurück.

Auf dem Tanzplatz aber brauste das Leben weiter und weiter.

Der Aufbruch.

Die Morgensonne beleuchtete ein anderes Bild. Die Zelte waren bereits abgebrochen, nichts zurückgeblieben als das zerstampfte Gras und die ausgebrannten Kochfeuer. Mit müden Gesichtern, stumm und verdrossen, wie's der Mensch immer nach einem übermäßig genossenen Vergnügen ist, zogen die Böhämmer in ihr Dorf zurück, um den bereits geschnürten Bündel aufzunehmen und damit in die Welt hinauszupilgern. So wollte es die althergebrachte Sitte, von der auch diesmal nicht abgewichen werden sollte.

Der Purzel-Joseph ging neben der Jette her; er hatte bei dem Maifest nach allen Richtungen hin über die Schnur gehauen und man durfte glauben, daß seine physische Natur an den äußersten Grenzmarken ihrer Leistungsfähigkeit an-

gelangt sei. Doch ähnlich jenem Riesen, der, ein Sohn der Gäa, aus jeder Berührung mit der mütterlichen Erde neue Kräfte sammelte, schien auch dem Purzel-Joseph mit jedem Athemzug, den er in der frischen Morgenluft that, die angeborene Elasticität und Lebenslust wiederzukehren, und droben an der Brücke sich rücklings auf einen Esel schwingend, sang er mit heller Stimme:

Die Böhämmer sin freie Leut',
Freie Leut', juchhe, juchhe!
Hän mer kä Brod dehäm,
Frässen mer's Laab vun de Bäm:
Die Böhämmer sin freie Leut',
Freie Leut', juchhe!

„Juchhe!" gab im Steinbruch das Echo zurück. Ein anderer Bursche sang:

Jetzt reisen wir, jetzt reisen wir
Hinaus in die Welt;
Das Vagabundenleben,
Das ist's, was uns gefällt!

Jubelnd scholl's im Chorus:

Ju, Ja, Jo!
Wir sind fidel und froh
Und treiben's immer so!

Ein Dritter sang weiter:

Was brauch ich Geld und Gut?
Ich hab' ein leichtes Blut
Und mach' mir keine Sorgen;
Kommt's heut' nit, kommt es morgen,
Der Wirth muß immer borgen
Und kann auf's Zahlen horchen!

Und:

Ju, Ja, Jo!
Wir sind fidel und froh
Und treiben's immer so!

Um die zehnte Morgenstunde zog eine Karawane zum Dorf hinaus, wie der Pinsel Callot's sie nicht burlesker malen, wie die Phantasie Theodor Hoffmann's sie nicht origineller hätte ersinnen können. Denkt Euch einen langen Zug von Fuhrwerken aller Art, denkt Euch ein babylonisches Durcheinander von Menschen, Pferden, Eseln, Hunden, Affen, Papageien und Gott weiß von was noch! Macht Euch schließlich ein Potpurri zusammen von lachenden, singenden, weinenden und fluchenden Menschenstimmen, von

Trommeln und Trompeten, von winselnden Hunden und plärrenden Kindern, von knarrenden Rädern und knallenden Peitschen — und Ihr habt alsdann eine matte Copie von dem Bild, das sich an jenem Morgen in den Gassen von Böhmersdorf entrollte.

Der Holländerpeter, als Stammältester und Häuptling, eröffnete den Zug. Ein zweiräderiger Karren von einem grobknochigen Gaul gezogen, trug das Waarenlager des alten Wanderkrämers. Die unsterbliche Pfeife im Mund, angethan mit einem blauen, an den Näthen weißgesteppten Kittel, schritt er neben seinem Fuhrwerk her, im Gespräch mit der Margundel. Sie hatte ebenfalls Reisetoilette gemacht. Das blonde Haar war in ein lichtblaues Kopftuch eingebunden, die kleinen Füße staken in derben Schuhen, die Röcke waren hoch aufgeschürzt, sowohl des Staubes wegen, als auch, um bequemer marschiren zu können.

Die Jette konnte man weiter hinten mitten in einem Troß von Dirnen bemerken; ihr Anzug war ganz derselbe wie bei der Margundel, nur hatte sie in koketter Berücksichtigung ihres südlichen Teints und ihrer schwarzen Haare ein scharlachrothes Kopftuch umgebunden, was ihr denn auch vortrefflich stand. Der Purzel-Joseph schien schon jetzt pro-

visorische Kunststudien machen zu wollen, denn er schlug im Gehen Räder, ging auf den Händen, stellte sich auf den Kopf und schnitt greuliche Grimassen zum weidlichen Ergötzen Aller.

Etwa sechs Ackerlängen vor Böhmersdorf draus senkte sich der Weg in eine ziemliche tiefe Schlucht hinab. Oben am Eingang des Hohlweges steht bis zum heutigen Tage ein uraltes Kreuz; eine ungelenke Hand hat dem spröden Stein die Kreuzigung des Welteneerlösers eingemeißelt, grau-gelbes Moos überwuchert aber die fromme Bildnerei fast bis zur Unkenntlichkeit. Hier griff der Holländerpeter seinem Gaul in die Zügel und brachte dadurch die ganze Karavane zum Stillstand. Die Scheidenden und Zurückbleibenden sagten sich jetzt für ein halbes Jahr Lebewohl. Küssen war diesen derben Menschen ein überflüssiger Luxus, auch Thränen flossen keine. Mit einfachem und gut gemeintem: „Alte, bleib' gesund!“ reichte der Holländerpeter seiner Frau die Hand, und so machten's auch die Andern. Dann knallte der Zugführer mit der Peitsche und die Karavane stieg den Hohlweg hinunter.

Im Thal stoßen vier verschiedene Straßen zusammen; bei den Böhämmern hieß dieser Knotenpunkt die „Richtscheid“.

Hier hielt der Holländerpeter seinen Gaul zum zweiten mal an, und das ganze Wandervolk trat zusammen, um sich gegenseitig zu verabschieden. Das war bald genug geschehen, denn hier unten im Thal ließ man es ebenso wenig zu einer lyrischen Stimmung kommen wie droben am Kreuz... „Behüt' dich Gott, Guckkasten-Jürgel!" — „Halt dich gut, Holländerpeter!" — „Adjes, Marie!" — „Adjes, Bärbel!" — So ging's hinüber und herüber: noch ein kräftiger Händedruck, und dann stob der ganze Troß von Holzwaarenhändlern, Guckkastenmännern, Musikanten, Taschenspielern, Hafenbindern, Seiltänzern, Kesselflickern und Harfenmädchen auseinander, wie ein Spatzenschwarm, zwischen den man einen Stein hineinwirft. Nach den vier Himmelsgegenden ging der Wanderflug der Böhämmer.

Der Holländerpeter wandte sich gegen Norden, die Jette und die Margundel pilgerten südwärts, Erstere mit einer Harfe, Letztere mit einer Guitarre. Der Purzel-Joseph hatte sich dem Orgel-Konrad und dessen Weib angeschlossen: das Künstlertrio wollte Frankreich mit seiner Gegenwart beehren. Während der Purzel-Joseph auf dem hohen und niederen Seil „arbeitete", cultivirte das Ehepaar eine Morithat — den Lebenslauf einer Rabenmutter, die ihre sieben Kind-

lein umgebrungen hatte und dafür zum Schluß geköpft wurde. Bis Ende September aber wollte der Purzel-Joseph mit der Jette auf dem Dürkheimer Wurstmarkt zusammentreffen. Mit diesem Versprechen war er von ihr geschieden. Droben am Kreuz standen noch immer die zurückbleibenden Bewohner des Dorfes und winkten mit den Händen und Mützen den Scheidenden ein Lebewohl herunter. Die Margundel blickte hinauf, es war ihr, als müsse sie noch Etwas suchen und finden — —

Auf einer Felsplatte, die wie eine Landzunge vorsprang, stand eine Mannesgestalt, ruhig und bewegungslos wie aus Stein gemeißelt. Der Mann dort droben war auf seine Flinte gestützt, ein paar kleine Hunde schnupperten suchend zu seinen Füßen herum. Die Geieraugen der Jette bemerkten den einsamen Mann.

„Dort droben steht dein Tänzer!“ sagte sie spöttisch zu ihrer Schwester.

Die Margundel lächelte wehmüthig.

Künstlers Erdenwallen.

Das letzte Lebewohl war verklungen, das Wandervolk der Böhämmer hatte sich zerstreut wie Vögel, die da gehen und kommen.

Vor ihrem Weggang hatten die Männer und Burschen die magern Felder dürftig mit Kartoffeln und Korn bestellt; den zurückbleibenden Weibern und Kindern oblag es nun, der Saat zu warten und später die dünne Ernte einzuheimsen.

Langsam und wortlos pilgerte das Schwesterpaar das Thal entlang. Die Sonne stieg immer höher in den Zenith und schoß immer glühendere Pfeile auf die beiden Wanderer herab. Die Jette fing an zu gähnen, die Hitze und die schlaflos durchschwärmte Nacht begannen zu wirken.

„Weißt du was, Margundel“, meinte sie endlich: „wir wollen uns ein bissel dort drüben in den Wald legen, bis die ärgste Hitze vorbei ist.“

Der Margundel war's recht, und von der staubigen Landstraße abbiegend, überschritten die beiden Schwestern den Bach und traten in den Wald hinein. Ein passendes Plätzchen war bald gefunden, und ihre Harfe an einen Baumast hängend — ganz wie es weiland die Töchter Juda's an den Wasserflüssen Babylons thaten —, warf sich die Jette der Länge nach ins Gras. Auch die Margundel entledigte sich ihrer Guitarre und ließ sich neben ihrer Schwester nieder. Tief im Waldesdunkel sang ein Vogel sein räthselhaftes Lied, im Sonnenschein geigten stahlblaue Mücken auf und nieder, im Gras zirpte und summte eine wunderliche Insektenmusik, dazu murmelte der Bach seine monotone, einschläfernde Weise: der Jette fielen die Augen zu, ohne daß sie es merkte. Aber auch die Margundel fühlte, wie es sich immer schwerer und bleierner auf ihre Glieder legte. Wohl hatte sie gestern beim Maifest nicht halbwegs so getobt und getanzt wie die Jette; dafür war aber auch die Margundel um so viel zärter als ihre derbere Schwester, und so glich sich denn die Differenz vollständig aus.

Auch die Margundel nickte ein.

Wie sich doch sogar noch im Schlaf der Charakter des Menschen ausspricht!

Hättet Ihr nur das Schwesterpaar dort im Walde nebeneinander gesehen: die sonnenbraune, stramme Jette als ein Bild der zähen und trutzigen Kraft, die feingliedrige Margundel dagegen als die Verkörperung einer hingebenden und schüchternen Mädchennatur.

Während aber die Beiden schlafen und träumen, will ich Euch geschwind erzählen, was ich über sie weiß.

Die Mutter der Beiden war ebenfalls einmal ein Harfenmädel gewesen und, kaum sechszehn Jahre alt, die Frau eines Schnellläufers, des Windhund-Aloys, geworden. Nach einjähriger Ehe starb der Windhund-Aloys an der Schwindsucht und hinterließ eine blutjunge Witwe; bettelarm wie sie war, mußte sie wieder zur Harfe greifen und von neuem ihr Stückchen Brot zusammenklimpern. Auf einer ihrer Kunstfahrten kam sie in das nördliche Deutschland. Ein Landedelmann in Hannover oder Oldenburg, dessen Schloß sie betrat, sah die junge, hübsche Harfnerin u. s. w. Dem flüchtigen Sinnenrausch hinkte ein desto soliderer Katzenjammer nach.

Jetzt wird sich auch der geneigte Leser erklären können, warum die Margundel — eine Contraction der Namen Marie und Kunigunde — im schroffen Gegensatz zu den übrigen Frauen und Mädchen der Colonie, die Merkmale einer germanischen Abkunft an sich trug.

Schon frühzeitig mußte die Jette mit ihrer Mutter auf die Wanderschaft ziehen. Es galt das kärgliche Leben zu fristen, und wollte die Jette nicht verhungern, so durfte sie nicht an die Vögel und Lilien denken, von denen unser Herr und Heiland ein so farbenheiteres Bild des süßesten Schlaraffenlebens entworfen hat. Auch die Margundel sollte an die Reihe kommen; da trat aber der Holländerpeter schützend dazwischen, und nahm das Kind, das seine Frau ganz wie das ihrige behandelte, zu sich ins Haus. Als die Jette sechszehn Jahre alt geworden war, starb auch ihre Mutter. Wir wissen, daß die sterbende Frau ihre beiden Kinder dem Holländerpeter ans Herz gelegt und daß der denn auch gelobt hatte, für die Waisen zu thun, was in seinen schwachen Kräften stehe. Beide Mädchen aber in sein Haus aufnehmen und als eine Art von Kostfräulein verhalten, das erlaubten die schwachen Einkünfte des Holländerpeter's nicht; die Jette sollte also ihre Kunst verwerthen,

für die Winterzeit stand ihr dann das Haus ihres Vormundes offen.

Der Holländerpeter ließ übrigens nur mit schwerem Herzen das Mädchen ziehen, denn er fürchtete für ihren leichten Sinn und ihr heißes Blut. Eines Tages äußerte er gegen seine Frau seine Besorgniß darüber. Ohne es zu wollen, war die Margundel Ohrenzeugin davon, aber sie ließ nichts merken; nur widmete sie sich auf einmal mit eisernem Fleiß dem Guitarrespiel und Gesang. Im Herbst kehrte die Jette heim, und unter irgendeinem Vorwand brachte die Margundel ihre Schwester dahin, Duette mit ihr einzuüben.

Im Frühjahr sollte die Jette wieder ihre Wanderung beginnen; da trat aber die Margundel vor den Holländerpeter und erklärte, sie werde von nun an ihre Schwester begleiten. Vergebens waren seine Vorstellungen und Abmahnungen. Die Margundel gestand ihm, daß sie damals wider ihren Willen seine Rede belauscht habe und daß es nun eine Pflicht für sie sei, ihrer Schwester schützend und warnend beizustehen. Gerührt durch diesen Edelmuth, ließ der Holländerpeter seinen Liebling ziehen. Die Reise, die ich auf den nächsten Blättern in ihren Hauptpunkten skizziren

werde, war die zweite welche Margundel in Begleitung ihrer ältern Schwester antrat. Der Heroismus und die Aufopferung des jungen Mädchens waren wirklich bewunderungswürdig, denn die zarte scheue Natur der Margundel paßte für nichts weniger als ein rauhes Vagabundenleben. Wir wissen, daß sie bereits dem Jäger erklärt hatte, sie bliebe am liebsten zu Haus. Nichtsdestoweniger folgte sie ihrer Schwester, um dieser draußen in der gleißenden Fremde ein Schutzengel und Leitstern zu sein.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als die Margundel erwachte.

Die Jette schnarchte noch gottgetrost. Hier konnte jedoch ihres Bleibens nicht sein, und die Margundel weckte sanft die Schwester aus ihrem lethargischen Schlummer. Nachdem sich Beide drunten am Bach erfrischt hatten, setzten sie ihre Reise weiter. Die durch den Schlaf versäumte Zeit mußte wieder eingeholt werden, denn es galt, so rasch als möglich aus dieser armen, unwirthlichen Gegend herauszukommen und ein günstigeres Terrain zu erreichen. Die

Schwestern beschlossen daher, noch ein tüchtiges Stück Weg zurückzulegen, ehe sie ein Nachtquartier suchten. Die Straße ging immer noch durch's Thal, aus dessen feuchtem Grund die weißgrauen Nebel bereits aufzusteigen begannen, während oben die Sonne noch die Wipfel des Waldes vergoldete. Aus dem Abend wurde allmählich eine Mondnacht.

Die staubige Landstraße gewann das Aussehen eines silbernen Flusses; drunten im Wiesengrund rauschte der Bach, aus der Ferne kam's her wie das Klappern von Mühlenrädern und das taktmäßige Dröhnen eines Eisenhammers. Die Jette schritt rüstig ihres Weges, die Margundel folgte hintendrein, im Arm trug sie ihre Guitarre, und mit offenen Augen träumend, ließ sie die Saiten in leisen, melancholischen Accorden erklingen.

Das Schwesterpaar auf Schritt und Tritt zu begleiten, kann weder meine Absicht noch der Wunsch meiner Leser sein. Wir folgen ihnen nur so von weitem nach und werden blos dann mit ihnen zusammentreffen, wenn der Plan der Erzählung es fordert, oder wenn es gilt, den einzelnen Momenten einen poetischen Reiz abzugewinnen.

Der Jäger hatte nicht so ganz unrecht, als er der

Margundel den Wunsch aussprach, als Spielmann die weite Welt durchwandern zu dürfen.

Das Wandern ist schon an und für sich eine hübsche Sache, und wenn der Mensch Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, so kann er draußen auf der Straße, in Wald und Feld mehr lernen als ein Professor in seiner staubigen und verqualmten Studirstube. Meint ja schon der Altmeister germanischer Poesie und deutscher Volksweisheit:

Grau, lieber Freund, ist alle Theorie,
Grün nur des Lebens goldener Baum!

Dieser goldene Baum grünt aber für Keinen so saftig und frisch als für den sinnigen Wanderer, und bedeutsam sind die Worte womit Homer seine Odyssee einleitet:

Nenne den Mann mir, o Muse, den listigen, welcher so vielfach
Irrte umher, nachdem er die heilige Troja zerstöret:
Vieler Menschen Städte und Denkart hat er beachtet.

Winkt uns dann noch obendrein eine an äußern Naturschönheiten reiche Gegend, so kann das Wandern zu einem wahren Gottgenuß werden. Diese Vereinigung von Augenweide und Seelenfreude kannst Du Dir aber, lieber Leser und noch liebere Leserin, wohl nirgends so verschaffen wie eben in dem Landstrich, den das Schwesterpaar virtuosisch auszubeuten gedachte.

Es thut mir unendlich leid, Dir, o hochgeneigtes Publikum, sagen zu müssen, daß Du ein Vaterland Dein nennst, das Du in gewisser Beziehung gar nicht verdienst!

Sieh einmal, edler Publikus, Du machst eine Tour in der Schweiz, lässest Dich dort von den Wirthen glettscherhaft prellen und Dir von maskirten Stadtzinkenisten auf dem Rigi einen Kuhreigen vordudeln. Zeigst Du dabei ein leidenschaftliches Gelüste nach Gemsbraten, um doch einmal zu erfahren, wie das Zeug schmeckt, so kredenzt Dir der Herr Oberkellner kalt lächelnd den Schlegel eines in Sünden ergrauten Ziegenbockes, den Du aber für eine veritable Gemse bezahlen mußt. Ferner: Du gehst vom Altar weg mit Deinem jungen Weiblein auf Reisen, um die Flitterwochen comme il faut zu genießen. Wohin aber?! Du singst in Gedanken:

Nach Arabien, nach Arabien
Möcht ich einmal wanderstabien.

Oder:

In Chinesien, in Chinesien
Wär' ich gar zu gern gewesien.

Oder:

Zum Aequator, zum Aequator
Laß mich pilgern, greiser Vator.

Deine junge Frau aber flüstert keusch erröthend:

Nach Italien, nach Italien
Möcht' am liebsten ich einmalien!!!

Aus Galanterie gibst Du natürlich nach und Ihr dampft dem classischen Boden entgegen, auf dem die Mastochsen in Virgil's „Bucolica" geweidet und den die Stiefelsohlen Julius Cäsar's für alle Zeiten geweiht haben. Ihr laßt Euch von den wälschen Wanzen ein paar Schoppen Blut abzapfen, von den Vetturinis dreifache Fahrtaxe anrechnen, en passant von einem Rinaldo bis aufs Hemd ausplündern, trinkt, wie jener Berliner, „bei Papstens" den Thee und kehrt zurück mit dem Schwur, daß nichts über Italien gehe. Doch Spaß beiseit'! nicht im Traum will es mir einfallen, die charakteristischen Reize der Schweiz und Italiens irgendwie mißachten zu wollen, aber weh thut es mir und empört mich zugleich, wenn Deutsche über dem Auslande ihr eigenes Heimatland vollständig vergessen. Ich selber bin schon so ziemlich in der Welt herumgefegt, aber weder in den Tropen noch sonst wo anders hab' ich ein Stück Erde finden können, das sich vor dem Richterstuhl einer vergleichenden Kritik mit unserm lieben, herrlichen Deutschland messen könnte. Traurig aber wahr! Die fremden

Nationen kennen und würdigen die Schönheiten Deutschlands besser als wir selber. Die Töchter Albion's mit ihren saffrangelben Schmachtlocken und ihren zolllangen Kaninchenzähnen klexen jeden Sommer Landschaften in ihr drawingbook, deren bloße Namen schon für unsere germanischen Frauen ein seliges Geheimniß sind. Leichtfüßige Franzosen turnen auf deutschen Bergen herum, während sich ein deutscher sogenannter Naturfreund das Geld zusammenspart, um den Himalaja oder den Popokatepetl erklettern und dort droben im Kreis frommer Lamas einen thränenseligen Gefühlsrausch sich ansaufen zu können.

Das kennzeichnet so recht den deutschen Nationalcharakter mit seinem wunderlichen Gemisch von phantastischer Ueberschwenglichkeit für das Fremde und einer oft bis an den Stumpfsinn streifenden Gleichgültigkeit für das Heimische und Vaterländische.

Unser Herrgott soll's bessern!

Ihr aber, die's angeht, könnt mir dafür danken, daß ich Euch einmal gehörig den Kümmel eingerieben und den Standpunkt klar gemacht habe, denn wenn man einen Deutschen nicht mit der Mistgabel kitzelt, so spürt er's nicht.

Den Ufern der Nahe entlang zogen die beiden Schwestern in kleinen Tagemärschen dem eigentlichen Ziel ihrer Reise — der Rheinpfalz — entgegen. Der Hundsrück ist kein Eldorado für die Virtuosen, und wenn Hans von Bülow schlau ist, so wird er weder in Oberhausen, noch in Bärenbach Klavierconcerte geben. Auch die Jette und Margundel sammelten sich keine Schätze und durften froh sein, wenn ihnen ihre Kunst so viel eintrug, um die laufenden Tagesausgaben damit bestreiten zu können. Darum war auch die Jette meistens übler Laune und als sie eines Abends die Einnahme des Tages überzählte und dabei fand, daß sie sich heiser gesungen und müde geklimpert hatten um armseliger acht Kreuzer willen, so warf sie in aufwallendem Zorn ihre Harfe so unsanft in eine Ecke, daß an dem Rahmen des Instrumentes ein großes Stück heraussprang. Die Reparatur kostete zwölf Kreuzer — blieb also nach Abzug obiger acht Kreuzer noch ein Manco von einem Batzen. Abermals ein Beweis, daß blinder Eifer nur schadet!

Auch die Margundel hätte sich nicht dagegen gesträubt, wenn die Geschäfte brillanter gegangen wären, aber sie fügte sich mit ihrer still geduldigen Art in das Unabänderliche und vertröstete sich und ihre Schwester auf die fetten

Fleischtöpfe der fröhlichen Rheinpfalz. Rentirte sich aber dort drunten die Kunst herzlich schlecht, so bot die Natur eine desto reichlichere Entschädigung — wenigstens für die Margundel, die von jeher ein helles Auge und einen empfänglichen Sinn besaß.

Tief im Hochwald entspringt die Nahe und stürzt sich über zerklüftete Felsen, an Wäldern und Rebgeländen vorbei, in eine weite Ebene; von da an eilt sie, immer noch in beflügeltem, wenn auch bedachtsamerm Lauf, dem Rhein entgegen, in welchen sie sich bei Bingen ergießt — vergleichbar einer wilden, heißblütigen Dirne, die nach allerlei tollen Streichen und Liebeleien mit dem Glan und dem Alsenzbach in das Haus ihres Vormundes zurückkehrt. Die steil abfallenden Wände des Hundsrück dämmen ihr linkes Ufer ein; eine Romantik, bald düster, bald heiter, liegt über Strom und Bergland ausgegossen. Dort braust der Wettersturm noch durch einen Urwald, wie er in unserm von der Cultur beleckten Jahrhundert zu den Seltenheiten gehört; nur der Köhler und der Holzhauer beleben die unheimliche Todesruhe dieses stillen Blättermeeres; in den engen Felsenthälern, die wie Buchten in den Hochwald einschneiden, pochen die Eisenhämmer und klappern die Räder der Achat-

schleifereien. Ein dunkler Sagenkreis umgürtelt das ganze Gebirg mit seinen armen, kleinen Dörfern und seinen einsamen, von finsterer Schwermuth gedrückten Gehöften.

Hier hatte vor einigen siebenzig Jahren ein seltsamer König seinen Thron aufgeschlagen, sein Scepter reichte weit landauf, landab, vor seinem Wort zitterte das ganze Reich. Der Thron ist gestürzt, das Scepter hängt als Rarität jetzt in dem Waffenschrank eines pfälzischen Försters, und dem erst vierundzwanzigjährigen König der Wälder haben sie am 21. November anno 1803 drunten zu Mainz den Kopf heruntergemacht. Wer kennt ihn nicht, den einstigen Herrn und Gebieter des Hundsrück — den allmächtigen Schinderhannes, König von Faustrechts Gnaden, um ihn gruppirt als Kronvasallen und Lehensträger: der schwarze Peter, der rothe Fink, der Hundsrücker Hannes, der Schnallenpeter und der Tiger in Menschengestalt, der wüste Raubmörder Plackenkloos, den der junge Hauptmann eigenhändig erschlug, als das Scheusal die schöne Buzliese-Amie von Schneppenbach verunglimpfen wollte.

Ein Kräuterweib hatte sich dem wandernden Schwesterpaar angeschlossen. Die Alte wußte den horchenden Mädchen

mancherlei zu erzählen vom „Johann durch den Wald“ — wie sich der junge Räuber gern nennen ließ. Die Alte hatte ihn persönlich gekannt und als Mädchen auf der Kirchweihe zu Hundsbach mit dem schmucken Hauptmann getanzt, denn der Schinderhannes besuchte ganz ungescheut am hellen Tage die umliegenden Ortschaften, und kein Gensdarm wollte sich an ihm das Fanggeld verdienen. Selbst der zu Kirn stationirende Brigadier Adam, ein Riese an Gestalt und Kraft — er trug einmal sein gestürztes Pferd mit Sattel und Zeug auf seinen Schultern eine Viertelstunde weit — drückte, sonst den Teufel nicht fürchtend, wenn er dem Schinderhannes begegnete, ein Auge zu und that, als hab' er nichts gesehen.

Auch von der schönen Räuberbraut, der berüchtigten Julie Blasius aus Weiherbach, wußte das alte Kräuterweib Heiteres und Trauriges zu berichten. Als Geigenspielerin auf den Märkten und Kirchweihen herumziehend, sah sie eines Tages den jungen Räuber und, von einem Blitzstrahl der Liebe getroffen, folgte sie ihm fortan mit der Treue und Demuth einer Hündin. Der Schinderhannes dichtete auf sein Julchen ein Lied, das damals von allen Bänkelsängern

heruntergeleiert wurde und im Volksmund heute noch nicht ganz verklungen ist.

„Die Jule war ein Mädel wie du!" meinte das alte Kräuterweib, zur Jette gewandt: sie war grad' so ein schwarzer Teufel und hat Einen grad' so wild und trutzig angucken können wie du."

Die Augen der Jette funkelten: auch sie wäre ja ohne Zögern die Braut des schmucken Räubers geworden und mit ihm durch Tod und Hölle gegangen. Die Margundel mußte über den Schinderhannes immer an ihren Tänzer, den Jäger, denken und sie frug sich ganz im Stillen, ob sie ihm auch als Räuber gut sein könne. Doch der bloße Gedanke erfüllte sie schon mit Schauder und Grauen. Ueberhaupt hatten die Erzählungen des alten Weibes die Margundel fieberhaft aufgeregt und mehrmals war sie mit einem leisen Aufschrei des Entsetzens zusammengefahren, denn ihre Phantasie hatte aus einem grotesken Felsblock oder einem abenteuerlich verwachsenen Baumstrunk das Gespenst des todten Räubers gemacht. Dann lachte das Kräuterweib krächzend wie ein Galgenrabe, die Jette aber schalt mit Wort und Blick über die Visionen ihrer geängsteten Schwester.

Links abzweigend und der hessisch-rheinbairischen Grenze entlang ziehend, betraten die Künstlerinnen hinter Alzey das gelobte Land — die Pfalz. Das Kräuterweib war schon früher zurückgeblieben und gern hatte die Margundel der Alten mit den glitzernden Hexenaugen und dem unheimlichen Lachen Lebewohl gesagt.

Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!

Ueber die oberrheinische Ebene hingebreitet, der Granitmauer der Vogesen entlang, gegen Sonnenaufgang bespült von den grünen Wogen des Rhein — das ist die Pfalz, die Kaiserkrone im Blumengarten deutscher Lande.

Hier wollten die Jette und die Margundel ihre eigentlichen Künste vom Stapel laufen lassen, denn für die undankbaren Gegenden, die sie bisher durchwandert hatten, war das leichtfertigste Geklimper und Gedudel gut genug gewesen. Dieselbe Pfalz war's auch gewesen, auf die ich in meiner vorhergehenden Reisebetrachtung und Bußpredigt die Aufmerksamkeit meiner Leser und Leserinnen hinlenken wollte.

Zu jener Zeit, wo die Jette und die Margundel mit Harfe und Guitarre die Pfalzgrafschaft bei Rhein durchpil-

gerten, war das Ländchen für die übrigen Bewohner der Erde ein so fremdartiges Ding, als läge es links um die Ecke, hinter der chinesischen Mauer, oder als gehöre es zu dem Territorium der höchstseligen Hyperboräer, denen bekanntlich die alten Geographen eine sehr ungemüthliche Gegend zum Hüttenbauen angewiesen hatten.

Nun war freilich die Pfalz eine Art von ultima Thule, denn knapp hinter ihr war — wenn auch nicht die Welt, so doch Deutschland mit Brettern zugenagelt und auf dem Zaune saß der gallische Hahn und krähte sein wälsches Kikeriki.

Wie eine verlorene Schildwache stand der Pfälzer dem Erbfeind deutschen Landes und deutschen Volkes, dem Franzmann, gegenüber; wie eine Atalantis schwamm die Rheinpfalz an den äußersten Grenzmarken Germaniens — aber bei Gott! eine Atalantis, auf der es glüht und blüht in ewigem, fröhlichem Frühling, und wenn sich Olaf Rudbeck zu Upsala in einem vierbändigen Folianten erschrecklich abgemüht hat, zu beweisen, daß das jetzige Schweden die Atalantis gewesen sei, von der Plato in seinem Kritias so begeistert spricht, so soll sich ein Professor des Gymnasiums zu Speyer oder Zweibrücken ebenfalls auf die Hosen setzen,

in einem fünfbändigen Ungeheuer den schwedischen Witzmeister ad absurdum führen und klar wie Wurstbrüh' darthun, daß nur die Pfalz jenes Zaubereiland gewesen sein könne, das die rastlos schaffende Phantasie des Hellenen wie einen duftigen und luftigen Sommernachtstraum einsam auf dem Ocean schweben ließ.

Nun ist zwar seit den Zeiten, wo die Jette und die Margundel lebten und webten, Vieles anders und Manches besser geworden; doch noch immer hat sich nicht die rechte Hand finden wollen, die es versteht, mit kühnem und doch zartem Donjuansgriff den verhüllenden Schleier vom Antlitz der Pfalz ganz wegzuziehen, damit sie dastehe in freudiger Scham, erröthend wie ein holdes und züchtiges Mägdelein, dem der Freier an einem stillen, sonnigen Pfingstmorgen den ersten Kuß auf die frischen Lippen drückt.

Ja! Manches ist besser geworden, seitdem der Pfalzgraf bei Rhein, der „alte" Ludwig, den ehrwürdigen Dom zu Speyer in neuer, fast allzu reicher Pracht erstehen und den vielen Burg- und Klosterruinen seinen starken Schutz angedeihen ließ. Vieles ist anders geworden, seitdem „Rothschild's Eisenhengst" mit ehernen Hufen und dampfenden Nüstern das Ländchen durchbraust und, ein Herold der Cultur, die

Grüße der Pfalz den fernsten, ja sogar überseeischen Ländern entgegenträgt. Aber immer noch fehlt Vieles, bis die fröhliche Rheinpfalz das ist, was sie von Rechts wegen längst schon sein sollte: ein Mekka, das jeder Germane mindestens einmal in seinem Leben besuchen soll, um allda im Tempel der Natur ein Gebet zu verrichten und dann in seine Heimat zurückzukehren, berauscht von den Reizen einer zauberischen Landschaft und geschmückt mit dem grünen Ehrenturban eines Hadschi des 19. Jahrhunderts. Möge nun nach dieser Einleitung der Leser das Schwesterpaar auf seiner Rundreise durch die Pfalz nur so von Weitem begleiten und sich selber ein Urtheil bilden.

Mehr verlang' ich nicht.

Land auf, Land ab.

Endlos wie die Noth eines weiland kurhessischen Schulmeisters, dürr und trostlos wie eine Thronrede des Potentaten von Reis-Sago-Kreuz-Jammerstein, sterbenslangweilig wie ein weihwässeriger Tendenzroman der Madame Ida Hahn-Hahn — zog und zieht sich heute noch die Chaussee von Alzey nach Kirchheimbolanden, dem ersten pfälzischen Grenzstädtchen. Mitten in dieser stundenlangen, staubigen Einöde liegt als einzige, willkommene Oase das kleine Dorf Morschheim.

In **Kirchheimbolanden** wurde für einen Tag Halt gemacht.

Auch im, oder richtiger vor dem dortigen Schloß producirten sich die beiden Schwestern. Ehedem Residenz der Grafen von Nassau-Weilburg, war das Schloß nach der

großen französischen Revolution das Eigenthum eines Herrn von André geworden. Er starb und hinterließ seiner Frau die Grafenburg als Wittwensitz. Die Phantasie des Volkes machte aus dem Schloß eine Geisterherberge: spukhafte Gestalten huschten um die Mitternachtsstunde durch die langen Corridore und sammelten sich in den öden Marmorsälen zum gespenstigen Reigen; der Park mit seinen düstern Taxusalleen und seinen wirr verschlungenen Pfaden, seinem dunkeln, von Trauerweiden überschatteten See und seinen unheimlich stillen Grotten und Lauben war nicht minder ein Tummelplatz für den nächtlich rumorenden Geistertroß.

Vor Jahren erging sich fast täglich eine junge Frau mit ihrem Kind in diesem still melancholischen Park. Das fröhliche Lachen des Bübleins contrastirte seltsam mit der Todesruhe ringsum.

Das Schloß ist seitdem abgebrannt, den Park hat ein nüchterner Speculant ausgehauen und aus den hundertjährigen Bäumen Brennholz gemacht. Die junge Frau von damals ist jetzt eine alte Matrone und das neckische Büblein — vorbei! vorbei! . . . .

Zwischen den Bächen Eis und Pfrimm dehnt sich ein fruchtreiches und dabei romantisches Hügelland. Ein gutes Stück vaterländischer Geschichte hat hier sein Theater gefunden. Wie der Deckel eines Riesensarges strebt am Horizont das Hochplateau des Donnersberges empor; liebliche Thäler voll arkadischen Hirtenlebens zweigen sich ab: hier die Ruinen einstiger Klöster und Burgen, dort der Hasenbühl, wo vor fünf Jahrhunderten die wilde Kaiserschlacht tobte. „Allhier sollst Du mir Reich und Leben lassen!" rief der Nassauer. „Das steht in Gottes Hand!" gab der Oesterreicher zurück und zog aus zum tödlichen Schwertstreich . . .

Ueber Grünstadt — ja wahrlich, eine Stadt im Grünen! — stiegen die Jette und die Margundel in die Ebene hinab, die, westlich von der Hardt eingedämmt, ostwärts bis zum Rhein sich weitet.

Die beiden Schwestern hatten zu Grünstadt im „Schwarzen Bären" übernachtet; am andern Morgen waren sie in aller Frühe aufgebrochen, und es schlug gerade 7 Uhr, als die Künstlerinnen am Eingang der Hohle standen, die sich steil und schroff in das Tiefland hinabsenkt.

Geblendet, gefesselt von der großartigen Scenerie, die sich zu ihren Füßen entfaltete, blieb das Schwesterpaar auf

dem äußersten Rand der Hochebene stehen und ließ die trunkenen Blicke über dieses auf die Erde gefallene Stück Himmel hinwegschweifen. Gerade vor ihnen in der Thalmulde lag das nächste Ziel ihres Tagmarsches: das stattliche Dorf schwamm wie eine Insel in einem See von Kirschblüten. Jenseit auf der Höhe stand ein weißer Thurm, erinnernd an eine Warte des Mittelalters. Der Thurm steht heute noch einsam und melancholisch mitten auf dem Gottesacker; rings um ihn ruhen die Todten wie eine große, müde Heerde. Die dort schlafen, sind zu beneiden, denn auf der windumrauschten, sonnigen Höhe, umrankt von lieblichen Reben und überschüttet von duftigem Blütenschnee, muß es sich besser träumen lassen als irgendwo anders.

Dem imposanten Panorama gegenüber wußte die Margundel kaum wohin sie ihre Blicke richten sollte, denn es war zu viel auf einmal, und die Augen hatten vollauf zu thun, um nur die Peripherie des gewaltigen Gesichtskreises umlaufen zu können. Was lag aber nicht erst Alles innerhalb des Rahmens, der dieses Rundgemälde einschloß! Links das uralte Worms mit seinem Dom, weiter nach oben das langweilige und doch so liebe, liebe Mannheim.

Ganz draußen am südlichen Horizont streckt es sich in die Wolken empor wie drei versteinerte Riesenfinger; das sind die Wahrzeichen von Speier: die beiden Hauptthürme des Doms und das Altpörtel, die Alta porta, deren Erbauung den Römern zugeschrieben wird. Zwischen diesen Leuchtthürmen wogt's wie ein grünes Meer, aus dem zahllose Dörfer auftauchen als ein Archipelagus der Cultur und des ländlichen Reichthums.

Der Wellenschlag dieses Meeres zerrinnt links an dem blauduftigen Damm der Bergstraße, rechts ruft ihm die Hardt entgegen: Bis hierher und nicht weiter!

Gib Du nun selber, lieber Leser, diesem Bild die letzten Pinselstriche: Denke Dir einen Maimorgen, wie er damals der Jette und der Margundel entgegenlachte: im Gras den frischen Thau, auf den Bäumen die zwitschernden und jubilirenden Vögel, im Tiefland noch einzelne weißgraue Nebelstreifen — die letzten Coulissen des abgebrochenen Nachttheaters — drunten im Osten aber den glühenden Sonnenball, den rings die Dorfglocken begrüßen, wie es weiland jene Memnonssäule that, die ja auch beim ersten Morgenroth traurig-froh erklang.

Es geht aus grauen Tagen
In lustigem Gewand
Ein märchendunkles Sagen
Durch das Aegypterland.

Noch heute wird gesungen
Am Nil vom Memnonsstein,
Der schmerzlich hab' geklungen
Beim Morgensonnenschein.

Wohl war des Steines Klingen
Ein leiser Schmerzensschrei —
Ihm mocht das Herz zerspringen
Vor Lieb' zur Sonnenfei.

Wenn mich die Eine streifet,
Da klingt ja auch mein Herz,
Wie wenn der Hammer greifet
Ins todte Glockenerz!

Sich ostwärts wendend, ging die Pilgerfahrt der beiden Schwestern am Rhein entlang nach Speyer. Natürlich geschah das nicht so schnell, wie ich's hier auf dem Papier schreibe. Keines der dazwischen liegenden reichen Dörfer wurde übersehen, und die Jette hatte keine Ursache mehr, Abends beim Ueberzählen der Tageseinnahme aus Lebensüber-

druß ihre Harfe zu mißhandeln. Die Pfälzer Gaubauern haben Geld; der behäbige und dabei joviale Mensch ist aber fast immer geneigt, einen Theil seines Ueberflusses an den Aermern abzutreten.

Als gewissenhafter Chronist muß ich das Curiosum registriren, daß in einem Dorf unweit Speyer ein reicher Bauernsohn sich Knall und Fall in die Jette verliebte und sie allen Ernstes zu seiner Hausehre machen wollte. Der Bursche war zweifelsohne sehr entzündlicher Natur und hatte, um einen Pfälzer Volksausdruck zu gebrauchen, an dem drallen und energischen Mädel „den Narren gefressen".

Nichtsdestoweniger gab die Jette dem wunderlichen Freiersmann einen Korb, und das war für beide Theile gut, denn ihre Ehe wäre schwerlich eine glückliche geworden. Aber trotzdem blieb die Jette auf die Werbung stolz, und oft hat sie späterhin gesagt:

„Wenn ich damals nur gewollt hätt', so könnt' ich jetzt Frau Bürgermeisterin sein und die Backen aufblasen wie ein Hamster."

Ueber Germersheim, Landau und Bergzabern ging's nach Dahn. Hier reift nicht mehr die Traube, selbst Ceres hat von diesem Landstrich ihr freundliches Gesicht halb

abgewandt; desto gewogener sind ihm Diana, die schlanke und hochgeschürzte Göttin der Jagd, und Vulcan, der Schutzpatron der Eisenindustrie. Endlose Wälder ziehen sich dort über einen Boden, der in mehr als einer Hinsicht an das schottische Hochland erinnert. Der Mythus von jenen meuterischen Giganten, welche Gebirge aufeinander thürmten, um den Olymp zu ersteigen, findet bei Dahn sein wirksamstes Theater. Der rothe Sandstein tritt hier in seinen abenteuerlichsten Formationen zu Tag. So täuschend haben Natur und Zeit sich einander in die Hand geschafft, daß man nichts als zerfallene Mauern und Thore, Erker und Fensterbögen zu erblicken wähnt. Wenn der Mond sein melancholisches Licht über dieses Felsenmeer ausgießt, so können die seltsamsten Visionen unsere Phantasie umgaukeln. Die Birken, die aus dem Gestein wachsen, erinnern dann an die ossianischen Nebeljungfrauen mit den weißen Schleiern und den flatternden Haaren.

Kurz — hier zeigt sich die Natur in ihrer düstersten Majestät, unheimlich und gespenstig wie eine Todtenbraut, aber auch zugleich urgewaltig und einzig schön wie eine Reliquie aus längst gewesenen Zeiten. — Die Margundel, mit ihrem regen und empfänglichen Sinn für die Wunder

der Schöpfung, konnte sich nicht satt sehen. Wohl lohnte sich in den dortigen armen Dörfern die Kunst nur gering, doch das war für die Margundel Nebensache. Auf eine bessere Zukunft hoffend, freute sie sich der Gegenwart mit ihrer Fülle von Romantik und wilder Schönheit.

Ein herrliches Wandern war's aber auch durch den saftig grünen Wiesengrund der Lauter — vorbei an Sägmühlen und Eisenhämmern, vorbei an den Ruinen gebrochener Ritterburgen, in dunkle, stille Wälder hinein und heraus, fort, fort über Berg und Thal! In freudiger Lust ließ die Margundel im Gehen ihre Guitarre erklingen; manchmal kam's ihr zwar wie eine wehsüße Schwermuth, denn sie gedachte mitten in dieser imposanten Waldespracht des Jägers daheim. Dann aber wurde es ihr wieder, als flüstere es durch die grünen Tannenwipfel: „Wenn du bis Herbst zurückkommst, so wollen wir wieder einen Hopser machen."

Da kehrte ihr der frohe Muth zurück und sie sang leise vor sich hin:

Wandern, o Wandern,
Wie schön bist du!
Von Einem zum Andern
Ohne Rast und Ruh'!

Ueber Pirmasenz, Zweibrücken, Landstuhl und Kaiserslautern wandten sich die beiden Schwestern wieder der Vorderpfalz zu; über ihren Kreuz- und Querzügen war der Sommer dahingegangen, der Landmann hatte seine Ernte eingethan, und draußen auf den sonnigen Berghalden begann die Traube zu reifen. Der Wurstmarkt, der fröhliche, rückte heran, mit ihm der Purzel-Joseph. Die Jette war von jetzt an in der rosigsten Laune, mit heller Stimme sang sie in die weite Welt hinaus, und mochte die Tageseinnahme noch so kümmerlich sein — wenn's nur bis Dürkheim langte, dann war's schon gut! —

Dürkheim.

Wo das romantische Wiesenthal der Isenach in die weite Rheinebene mündet, liegt das Städtchen Dürkheim an der Hardt. Da dasselbe seitdem ein europäischer Badeplatz und Traubencurort geworden ist, so wollen wir uns das Städtlein etwas näher betrachten. Möglich, daß meine Schilderung einem oder dem andern meiner Leser und Leserinnen bei einem etwaigen Badebesuch zugut kommen dürfte.

Fast alle Bäder haben ihre eigenen Entstehungslegenden.

Karlsbad z. B. verdankt seine balneographische Existenz einem rheumatischen Hirsch; Wildbad — ich weiß nicht welchem maladen Gethier, und Rehme in Westfalen sogar einem Rudel communer Borstenträger die — shocking!!! — weiland mit kannibalischem Wohlbehagen ihre unflätigen

Leiber dort wälzten, wo jetzt zarte Jungfrauen „schier dreißig Jahre alt“ Genesung, d. h. Männer suchen, und wo damagirte Jarbelieutenants die dortigen Naturschönheiten bewundern, d. h. die bausbackigen, thalergesegneten Töchter der umwohnenden Schweinemonarchen, deren Scepter ein geräucherter Schinken ist und deren Ursprung mit sammt dem ihrer borstigen Unterthanen in jene Zeiten sich verliert, wo noch das traute Band der Brüderlichkeit Mensch und Schwein umschlang.

Eines Solchen nun kann Dürkheim sich nicht rühmen — es sei denn, daß sich die tiefpoetische Sage seiner Gründung durch einen Trupp trojanischer Auswanderer als wahr erwiese, worauf es allerdings sehr möglich wäre, daß der fromme Held Aeneas bei seiner Ankunft in Dürkheim ein Bad genommen hat, da anzunehmen ist, daß er nach der langen Reise von Troja hierher ziemlich reinigungsbedürftig gewesen sein muß. Zufolge dieser Gründungshypothese — an die viele Dürkheimer in blutigem Ernst glauben — war also Aeneas oder sonst ein trojanischer Nobile der erste Badegast Dürkheims!

Doch Spaß apart — Dürkheim braucht im Grund genommen die Teukrer gar nicht: das beweist seine Curliste,

und die Dürkheimer Curliste lügt nicht. In der stehen jedes Jahr Namen von Kraft und Saft; da gab es, die gekrönten Häupter ganz abgerechnet, z. B. einen Herrn Professor Dr. Squirrel aus „Amerika"; ferner ein Fräulein Amanda Sauerbrey mit Kammerjungfer aus „Ungarn". Der Namen Sauerbrey klingt zwar etwas deutsch — macht aber nix, Fräulein Amanda bleibt deswegen doch aus Ungarn. Ferner: die Wittib des hochseligen Admirals Schnabelinsky aus St. Petersburg mit Herrn Sohn und Dienerschaft — wie man sieht, lauter Leute von Gewicht und Renommé, denn der Professor Squirrel hat auf der New-Yorker Industrieausstellung die goldene Preismedaille erhalten für einen von ihm erfundenen Hut, den man durch eine einfache Manipulation in einen „Reisenachttopf" umwandeln kann, was in Amerika, wo man bekanntlich stets unterwegs ist, eine Erfindung von unberechenbaren Folgen genannt werden muß und — wie damals der „New-York Herald" enthusiastisch prophezeite — „heut' oder morgen dem nationalen Leben Amerika's eine ganz andere Physionomie geben wird."

Ebenso war der Admiral Schnabelinsky es gewesen, der im Krimmkrieg nach der Eroberung von Sebastopol dem

Czar Nikolai die ebenso denkwürdigen als geistreichen Worte zugerufen hat:

„Sire, nous sommes perdus!“

Und wenn man erst der Jeheimeräthe und der Präsidentinnen mit ihren gar so holdseligen Töchtern, wenn man der pensionirten Generäle und der ledigen Fräuleins, die nur „für ihr Plaisir“ ins Bad gehen, und wenn man all der Nabobs aus London, Amsterdam und Hamburg, die gleich „zwölf Schiffe auf dem Meer gehen haben“, erwähnen wollte — na! das gäbe ein ganzes Buch, des übrigen Trosses, der Badcanaille, gar nicht zu gedenken.

Außerdem gedeiht in Dürkheim's Weichbild die Rebe wie nur irgend. Wo es als Bad eine unbekannte Größe und als geographischer Begriff ein seliges Geheimniß ist, da erklingt noch, hell wie das Jauchzen vaterländischer Zecher, der Namen „Feuerberger“, und wenn das Kindlein auf seiner Reise durch die Welt nach und nach auch allerlei Unarten und fremden Geschmack annimmt und sogar als regelrechter Deutscher zuletzt seinen Dürkheimer Ursprung vollständig ableugnet, so beweist dies ja gerade, daß Etwas hinter ihm stecken muß. — Für die allgemeine Bildung der Badestadt sorgen zwei oder drei Bierbrauereien, nebst einer Unzahl von

Bacchustempeln, bis zur naturwüchsigen „Strauswirthschaft hinter Berg", an der ein ausgestecktes Tannenbäumlein die Stelle des modernen Schildes vertritt. Ueber die öffentliche Unsicherheit vigilirt ein halbes Dutzend Polizeidiener, die am Namens- und Geburtstag des Königs einen blutrothen Federbusch auf dem Hut und weißbaumwollene Handschuhe an den Tatzen tragen, was, nach dem einstimmigen Urtheil aller Sachverständigen, einen wahrhaft magenstärkenden Anblick bietet. —

Damit, lieber Leser und holde Leserin, hast du eine flüchtige, in der Vogelperspective aufgenommene Federzeichnung von Dürkheim; solltest du einmal selber hinkommen — was ich dir von ganzem Herzen wünsche, — so kannst du meine, nur in den Umrissen markirte Skizze zu einem topographischen Ganzen ausarbeiten.

Die Verleger werden sich darum prügeln, die dankbaren Dürkheimer aber werden dir droben auf dem „Obermarkt" eine Ehrensäule errichten und die wildromantische „Strauchelgasse" oder die wohlriechende „Entengasse" nach deinem werthen Namen umtaufen.

Der Wurstmarkt.

Vor Jahrhunderten wurde auf einem der Dürkheim einschließenden Hügel eine Kapelle gebaut und dem Erzengel Michael geweiht. Der auf den 29. September fallende Namenstag dieses Heiligen wurde alljährlich festlich begangen, und aus weiter Umgegend kam das Volk herbei, um in der Michelskapelle zu beten. Mit den Gläubigen stellten sich naturgemäß auch die Wirthe und Handelsleute ein, denn der Pfälzer hat immer „Dorscht“ — auch wenn er betet! — und Mann und Weib benützte die Gelegenheit, beim Krämer das Nöthige einzukaufen. So gestaltete sich das ursprüngliche Kirchenfest nach und nach zu einem Jahrmarkt, und da Würste, wie ja noch heute bei den Bauern, der begehrteste Artikel waren, so erhielt die Messe den Namen „Wurstmarkt“. Der Zahn der Zeit nagte so lange an der

Michelskapelle herum, bis nichts mehr zum Nagen da war. Die Kapelle zerfiel, der Wurstmarkt aber blieb. Die am Fuß des Michelsberges liegenden, sogenannten Brühl- oder Prügelwiesen — ein ominöser Namen! — waren das Theater, auf dem sich das heiterste und vielgestaltigste Volksleben entfaltete. Zweifelsohne erreichte der Wurstmarkt in den ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts den Gipfelpunkt seines Glanzes, um dann wieder von Jahr zu Jahr weniger zu werden und in immer größere Bedeutungslosigkeit zu versinken. Was noch vor dreißig und vierzig Jahren ein echtes Volksfest war, ist jetzt nur noch eine widerliche Farce, die durch maßloses Fressen und Saufen künstlich belebt werden soll.

Aber es ist nur noch das Zucken einer galvanisirten Leiche! — Die Zeiten der eigentlichen Volksfeste sind eben vorbei; der Dampf und die übergroße Cultur haben über dem einstigen Volksleben die Grabglocke geläutet, denn man mag sagen, was man will — es bleibt darum doch wahr: ein echtes und rechtes Volksfest kann nur von einem Volke gefeiert werden, das noch in nationaler Abgeschlossenheit lebt, das noch seine alten Sitten und Gebräuche hat und — jetzt kommt die Hauptsache: das von der Cultur und der modernen

Bildung noch nicht glatt geleckt worden ist. Die Cultur und das Volksleben sind zwei unversöhnliche Todfeinde; Einer ist immer zu viel, und Dieser oder Jener muß nothwendigerweise fallen. Der erbarmungslose Rassenkrieg zwischen Weiß und Roth wiederholt sich auch hier. In Tirol und Altbaiern gibt's heute noch echte Volksfeste, warum aber? Einzig und allein darum, weil die dortige Bevölkerung in der Cultur am weitesten zurückgeblieben ist. Laßt die Tiroler und Altbaiern ebenso superklug und überbildet werden wie wir, dann werden auch sie kein Volksfest mehr feiern können. So ein Volksfest ist an und für sich ein so unendlich einfaches und leichtes Ding, und dennoch können wir Culturmenschen es nicht nachmachen: es ist, wie wenn ein milzsüchtiger, von Hämorrhoiden geplagter Professor das fröhliche, neckische Lachen eines Kindes nachäffen wollte.

Weil man aber einem deutschen Lesepublikum Alles fein säuberlich aufs Butterbrot schmieren muß, damit es Einen recht versteht, so will ich mich ausdrücklich gegen die Annahme verwahren, als wünsche ich eine absolute Rückkehr der ebenso oft gelobhudelten als auch maßlos geschmähten „guten alten Zeit“.

Die Menschheit drängt und muß nach vorwärts drängen

— dessen bin ich ebenso bewußt wie Ihr. Aber ich beklage es unendlich, daß jeder Zoll Eroberung auf dem Terrain der Fortschritts mit so schweren Opfern erkauft werden muß, und daß die Gegensätze sich nicht aussöhnen und friedlich nebeneinander herlaufen können, statt sich im grausamsten Vernichtungskampf zu befehden. Jetzt werdet Ihr mich hoffentlich recht verstanden haben und keinen tyrannischen Dunkelmann in mir erblicken, sondern einen sympathisirenden, ach! so treuen Freund des Volkes, mit dem ich lache und weine und dem ich so gern ins Auge und ins ehrliche, arglose Kinderherz hineinschaue.

Das war noch eine goldene Zeit, als die Jette und die Margundel mit Harfe und Guitarre zum Wurstmarkt herbeikamen!

Damals widerhallten die Pfälzer Berge noch nicht von dem Wiehern des Dampfrosses, das gemüthliche Institut der Hauderer stand noch in seiner üppigsten Blüte; auch die Romantik des Posthorns war damals noch kein überwundener Standpunkt: die gelbe Landkutsche hatte noch ihre Passagiere

und ihre Abenteuer. — In jenem Herbst, wo die Jette und die Margundel nach Dürkheim kamen, erwarteten die Winzer ein gesegnetes Weinjahr und Jung und Alt schwamm in Jubel und Uebermuth, denn nicht umsonst geht das Sprichwort: „In einem guten Jahrgang weicht der Weinbauer keinem Postwagen aus.“ Die beiden Schwestern hatten in der „Stadt Rom“ ihr Absteigequartier genommen; es war der Vorabend des Wurstmarktes, da galt es, das Terrain zu sondiren. Die Zelte drunten auf den Wiesen waren gestopft voll Gäste, die sich einen Vorgeschmack des Kommenden holen wollten. In allen Ecken und Enden läuteten die Gläser zusammen wie fröhlicher Glockenton; zwischen hinein sang's, lachte und plauderte es. Da winkte ein reicher Fischzug! Wo die Jette und die Margundel hinkamen, wurden die zwei hübschen Mädchen mit Jubel und Halloh empfangen; das Geld regnete förmlich in das Schüsselchen, das die Margundel an den Tischen herumtrug. Das wilde und zügellose Ueberschießen der Gefühle und Empfindungen hat der Pfälzer mit dem Ungarn gemein; aus hundert Kehlen scholl der Ruf:

„Spielt den Jäger aus Kurpfalz!“

Der allgemeinen Aufforderung gehorchend, stimmten die

Mädchen das alte Nationallied der Pfälzer an; alle Gäste sangen mit:

Der Jäger aus Kurpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald
Und wenn er schießt, so knallt's!
Juh, ja, juh!
Ja lustig ist die Jägerei
Wohl hier auf grüner Haid',
Wohl hier auf grüner Haid'! —

Das Klingen der Harfe und der Guitarre verlor sich vollständig in dem brausenden Stimmengewirr. So mag's auch in einer ungarischen Czarda zugehen, wenn die Zigeuner aufspielen von Rakoczy dem Rebellen und

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh . . .

„Mädel, einen Kuß mußt du haben und wenn unser Herrgott vor lauter Zorn Bauchgrimmen kriegt!" rief ein junger Gesell mit blitzenden Augen der Jette zu, und ehe sie sich versah, hatte er sie um den Leib gepackt und ihr einen Schmatzer gegeben, daß es krachte. — Beutebeladen kehrten endlich die Künstlerinnen in ihr Quartier zurück. Wenn das heute schon so gegangen war, was durften sie da nicht erst morgen erwarten!

Rosig stieg am andern Morgen die Sonne über dem Rhein auf: es versprach, ein prächtiger Herbsttag werden zu wollen.

Schon in aller Frühe begann das Gerassel von Fuhrwerken jeder Art. Bauern, Offiziere, Studenten, Kapitalisten und Bettelleute — Alle strömten dem Wurstmarkt entgegen, wie die Radien eines Kreises in einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammenlaufen. Beim ersten Tagesgrauen war die Jette mit gleichen Füßen aus dem Bett gesprungen. Mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt begann sie Toilette zu machen. Das glänzende, rabenschwarze Haar wurde in zahllose kleine Zöpfchen geflochten und dann mit einem blanken Pfeil am Hinterkopf aufgesteckt. Die Jette wußte schon, was ihr gut stand! Der scharlachrothe Rock verhüllte nur schlecht ihre strammen Waden und ihre kleinen Füße, die in tadellosen Schuhen staken, auf die sich das kokette Geschöpf zierliche Rosetten genäht hatte. Um den braunen, nervigen Hals schlang sie in losem Knoten einen buntfarbigen Foulard. Wohlgefällig betrachtete sie sich in dem kleinen Spiegel; bei Gott! sie war aber auch das Urbild einer fahrenden Künstlerin. So mag Mira, die glutäugige Tochter des Mischka, ausgesehen haben, die Nikolaus Lenau in so schwermüthig schönen

Liedern besungen hat. — Auch die Margundel warf sich in Gala, dann machten sich Beide auf, um nach dem Purzel-Joseph zu fahnden. Alle ihnen begegnende Künstler — Herkulesse, Bajazzos, Bauchredner und Taschenspieler — wurden befragt, Keiner aber konnte irgendwelche Auskunft ertheilen. Die Jette wollte vor lauter Zorn weinen; mit der zappelnden Lebhaftigkeit einer spanischen Gitanna reihte sie an den Namen des säumigen Jünglings allerlei Schimpfworte und Verwünschungen. Umsonst waren die Vorstellungen der ruhigern Margundel! Das leidenschaftliche Geschöpf wollte von nichts wissen und drohte, der Purzel-Joseph solle seinen Wortbruch bitter büßen. Wäre die Margundel in der deutschen Literatur bewandert gewesen, so hätte sie ihrer zürnenden Schwester das wunderschöne Gedicht Heine's citiren können; es heißt:

Wenn man an dir Verrath geübt,
Sei du um so treuer;
Und ist deine Seele zu Tod betrübt,
So greife zur Leier.
Die Saiten klingen! Ein Heldenlied
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn und dein Gemüth
Wird süß verbluten! — —

Von Stund' zu Stunde wuchs das Gedränge; eine vom Himmel herunterfallende Stecknadel hätte schwerlich den Boden erreicht.

Schon begannen verschiedene Drehorgeln ihre unheimliche Thätigkeit, in das lamentable Gedudel mischte sich das Röcheln sterbender Schweine, denn damals, lieber Leser, wurden die Wappenthiere des Marktes noch in loco geschlachtet und vor den Augen des hochgeneigten Publikums zu Würsten verarbeitet. Der eigentliche Spectakel durfte zwar erst nach Beendigung des sonntäglichen Gottesdienstes losgehen, aber die Marktpolizei konnte und wollte es nicht so genau nehmen, und so entwickelte sich denn jetzt schon ein heilloses Durcheinander. In hellen Haufen kam das Landvolk herangezogen, voraus der Mann, die Pfeife im Mund und den blutrothen Regenschirm unter dem Arm, hintendrein seine bessere Hälfte, ein Kind auf dem Arme und die übrigen an den Rockfalten nachschleppend. Die Besitzer der verschiedenen Menagerien und Wachsfiguren-Cabinete luden mit schallender Stimme zum Besuch ein. Andächtig, als seien sie in der Kirche, lauschten die Bauern den Anpreisungen eines jeden Künstlers, sie ließen ihn mit seiner Gerte an die betreffenden Tableaux klatschen; hatte sich aber der arme Teufel die Lunge aus dem Leibe

gebrüllt und lud er mit einer verführerischen Handbewegung zum Eintritt in seine Bude ein, so wandelte das mistrauische Volk weiter, um das Programm des nächsten Künstlers mit derselben Ausdauer und Geduld anzuhören, denn doppelt und dreifach prüft der biedere Landmann, ehe er an der Schweinsblase, die ihm als Börse dient, den Riemen löst. — So wurde es Mittag, und noch immer hatte die Jette nicht erfahren können, ob der Purzel-Joseph hier sei oder nicht. Ein finsterer Unmuth bemächtigte sich ihrer, um so mehr, als die Zeit herankam, wo ihre Thätigkeit mit der Harfe beginnen mußte und dadurch jedes weitere Suchen zu einer Unmöglichkeit wurde. Das Drängen und Schieben, das schon morgens so arg gewesen war, erreichte in den Nachmittagsstunden seinen Culminationspunkt. Von tausend und abermals tausend Füßen zerstampft, wirbelte der trockene Wiesengrund in Wolken empor, dazu gesellte sich dann noch der beizende Knellergestank, der zahllosen Pfeifen entqualmte. Das Gedudel, Getrommel und Getrompete, das Brüllen der Schaubudenbesitzer, das Brummen und Summen der hin- und herwogenden Menschenmenge — Alles das zusammen zerfloß in einem unbeschreiblichen Chaos. Die Jette und die Margundel lavirten sich mühsam nach der Schick'schen Bude

hin, um allda mit ihrer Production zu beginnen, da kam mit einem Mal eine Menschenwelle angerollt und spülte die beiden Künstlerinnen nach einer ganz andern Richtung fort. Sie hatten nur zu sorgen, daß ihnen Harfe und Guitarre nicht zu tausend Stücken zerbrochen wurden.

Seitwärts auf den Wiesen stand ein hoher, glatter Mastbaum; auf seiner Spitze flatterte ein blauweißes Fähnlein, darunter waren Sprossen angebracht, an denen die verschiedenartigsten Gegenstände hingen: Uhren, Mützen, Halstücher, Pfeifen u. s. w. Es galt den hohen, mit Seife eingeriebenen Mast zu erklettern. Der Glückliche durfte sich nach Belieben einen der oben hängenden Gegenstände losmachen und mit herunternehmen. Viele waren berufen, nur Wenige aber auserkoren, denn glaubte Einer bereits am Ziel zu sein, so ging ihm die Kraft aus und — schwupp! rutschte er an der glatten Stange herab. Zu seinem Pech mußte er dann noch den Spott der Zuschauer in den Kauf mit drein nehmen. Unweit davon hing, an einer Kordel frei schwebend, eine mächtige Wurst. Mit verbundenen Augen durfte Jeder mit einem Säbel nach der Wurst hauen. Wer sie traf, dem gehörte sie. Man denke sich nun alle diese Donquixote-Hiebe in die leere Luft, die Grimassen dieser

Fechter von Ravenna und den Jubel, wenn endlich Einer die Wurst herunterhieb und im Triumph davontrug! — Wieder auf einem andern Platz wurden Buben in Säcke eingebunden, daß nur der Kopf heraussah. Es galt einen Wettlauf nach einem gesteckten Ziel; dem Sieger winkte eine entsprechende Prämie. Natürlich purzelten die Buben übereinander und das Lachen des Publikums wollte kein Ende nehmen. Auch für die Töchter des Volkes war ein Sacklaufen veranstaltet, aber Jede mußte noch dabei auf dem Kopfe einen Kübel voll Wasser balanciren. Die umstehenden Burschen neckten aber so lange, bis die Sackläuferinnen lachen mußten, durch die Erschütterung kam der Kübel aus dem Gleichgewicht und entleerte seinen Inhalt über die armen Geschöpfe, die dann dastanden wie begossene Pudel. Für den süßen Pöbel war dies natürlich ein Hauptgaudium. Ein paar silberne Ohrringe waren der ausgesteckte Preis; die Jette wollte ihn verdienen, und nur mit der größten Mühe konnte die Margundel das tolle Mädel zurückhalten, denn die Jette wollte sich partout in den Sack einbinden lassen. Dieselbe Menschenwelle, die sie hierher geschwemmt hatte, trug die beiden Schwestern auch wieder fort.

Ums Haar hätte ein Judenbube, der an einer langen

Stange Bänder und Nesteln feil hielt, der Margundel ein Auge ausgestochen; die Stangenspitze hatte das Mädchen dicht an der Schläfe blutig geritzt. Die Jette mit ihrem energischen Wesen ergriff den hebräischen Jüngling und applicirte ihm eine gesalzene Ohrfeige. Das Mitglied des alten Bundes wollte aufbegehren und den Satzungen seiner Religion gemäß das Recht der Wiedervergeltung üben, aus den funkelnden Augen der Harfnerin aber sprach ein so verständliches Noli me tangere! daß der Urenkel Jakob's bei sich dachte: „Der Gescheidteste gibt nach." .... Mit diesem nützlichen Gedanken schlug er sich seitwärts in die Büsche und verschwand.

Keine zwanzig Schritte waren die beiden Schwestern weiter gegangen, als sich urplötzlich zwei Hände auf die Augen der Jette legten. „Joseph!" schrie sie laut auf, und im selben Moment sanken auch schon die Hände von ihren Augen. Richtig! da stand er jetzt vor ihr, der so lange gesuchte und nun wiedergefundene Purzel-Joseph. Seine nervigen Beine staken in ziemlich abgenutzten Tricots, dazu trug er eine Jacke, die mit schuppenartigem Silberflitter besetzt war. Dem Burschen lachte die Freude so hell aus den Augen, daß die Jette ihren Aerger und ihre Drohungen voll-

ständig vergaß. Nun begann ein hundertfaches Fragen und Antworten, wie ein Ball flog die Rede hinüber und herüber. Der Purzel-Joseph war auf seiner Rückreise aus Frankreich ganz zufällig dem Holländerpeter begegnet; der Alte ließ die Schwestern, ganz besonders aber sein Herzblättchen, die Margundel bestens grüßen. Der Margundel traten dabei die Thränen in die Augen. — Aus einer nahen Bude schmetterte eine unharmonische Blechmusik.

„Jetzt muß ich an die Arbeit", sagte der Purzel-Joseph und schnallte mechanisch seinen Gürtel um ein Loch enger.

„Was kostet denn das Zuschauen?" wollte die Jette wissen.

„Ein Glas Wasser und eine Ohrfeige!" scherzte der Gaukler, dann setzte er ernster bei: „Der Principal muß Euch umsonst hinein lassen."

So kam's denn auch. Als Landsmänninnen vorgestellt, wurde den beiden Mädchen vom „Prinzipal" huldvollst der Stehplatz angewiesen. Die Gegenwart der Jette begeisterte den Purzel-Joseph zu den verwegensten Kunststücken, er machte sich seines Namens mehr als würdig. Mit einem wirklich schauerlichen Saltomortale vom Seil herab beendigte er seine Production — oder wie es in der Künstlersprache heißt,

seine „Arbeit". Ein donnernder Applaus lohnte den mit seinem eigenen Leben spielenden Burschen. Das Gesicht der Jette strahlte von Stolz und Freude. — Mit dem Dürkheimer Wurstmarkt erlosch auch der Contract, den der Purzel-Joseph mit seinem Principal abgeschlossen hatte, denn für die bevorstehende Kirchweihe daheim zu Böhmersdorf wollte der Purzel-Joseph los und ledig sein. Nicht für vieles Geld hätte er jenes Freudenfest versäumt. Es wurde auf dem Wurstmarkt ausgemacht, daß er mit den beiden Schwestern die Heimreise nach Böhmersdorf antrete; in kleinen und bequemen Tagesmärschen sollte der Weg zurückgelegt und eine künstlerische Nachlese damit verbunden werden. Während die Schwestern spielten und sangen, wollte der Purzel-Joseph ebenfalls mit seinem Pfund wuchern und, von Harfe und Guitarre accompagnirt, sein akrobatisches Talent verwerthen. Die Jette schwamm in einem Weltmeer von Jubel; mit halblauter Stimme sang sie das alte, bekannte Lied vor sich hin:

Ach! wo bleibt mein Josephchen,
Josephchen so lang?!

Den Refrain änderte sie dahin ab:

Joseph hier und Joseph dort:
Joseph, geh' mir nit mehr fort!

Die Margundel blieb gelassener dabei. Die lärmende Lustigkeit des Purzel-Joseph's misfiel ihrem ruhigen Wesen. Aber das war nun einmal nicht mehr zu ändern, und mit der ihr eigenen Fügsamkeit schickte sie sich in die Begleitung des leichtsinnigen Seiltänzers.

Die Heimkehr.

Sowie es bei den Böhämmern eine alte Tradition war, daß Keiner vor dem ersten Mai auf die Wanderschaft ging, ebenso war es ein fast zum Gesetz erhobenes Herkommen, daß Jeder längstens bis zum letzten October wieder daheim sein mußte, denn auf den ersten November, als am Tage aller Heiligen, fiel die Kirchweihe von Böhmersdorf, und dieses Fest der Freude und des Wiedersehens nach halbjähriger Trennung durfte und wollte kein Böhämmer versäumen.

In der letzten Woche des Octobers verging kein Tag, der nicht aus allen Himmelsgegenden heimkehrende Zugvögel brachte. Einer dieser Vögel aber hatte das Heimfliegen vergessen.

Die Tiroler-Lotte — so genannt, weil Tirol und das baierische Hochland schon seit Jahren das Gebiet ihrer Handelsthätigkeit waren — kehrte nimmer nach Böhmersdorf zurück. Sie war im Frühjahr mit den Andern auf die Wanderschaft gegangen und mit ihrem Kram von Korallenschnüren, Granatenketten und sonstigem Flitterputz für Frauen und Mädchen bis nach Oberbaiern gekommen. Schon einige Tage zuvor hatte aber eine ebenso plötzliche als unerklärliche Schwermuth das sonst so heitere und lebensfrohe Mädchen befallen. Nach der Aussage ihrer zurückgekehrten Begleiterin hatte sie nichts gethan als geweint und geseufzt, auf Befragen aber immer geantwortet: sie wisse selber nicht, was das sei, sie habe nur so ein banges Gefühl, als stehe ein Unglück bevor. — Zu Fürstenfeld-Bruck, wo gerade Jahrmarkt war, steigerte sich die Melancholie des Mädchens bis zur totalen Geisteszerrüttung, in den Fluten der Amper suchte und fand die kranke Menschenseele Ruhe und Genesung. Ebenso brachte das Weib des Guckkasten-Jürgels nur den Guckkasten allein und zugleich die Kunde mit, ihr Eheherr, der Jürgel, liege im Spital droben zu Nordhausen; dort habe er in Puncto Doppelkümmel des Guten zu viel gethan und im Dusel seinen linken Fuß dergestalt übertreten, daß er habe liegen

bleiben müssen und erst in Wochen an die Heimreise denken dürfe.

Weitere Unglücksposten liefen keine ein, vielmehr kehrten nach und nach all die Andern gesund und wohlauf zurück.

Der Purzel-Joseph, um einen desto brillantern Effect zu erzielen, hatte es so einzurichten gewußt, daß die Jette, die Margundel und er die Letztankommenden waren. Morgen sollte die Kirchweihe sein; es ging schon gegen Abend, als das Trio drunten im Thal bei der „Richtscheid" ankam. Der Leser wird sich noch erinnern, daß hier die vier Straßen zusammenstießen, auf denen ein halbes Jahr zuvor die Böhämmer nach allen Himmelsgegenden auseinander gestoben waren.

Ein bleigrauer Himmel lag über der Herbstlandschaft ausgespannt, westwärts verglühte die bleiche Sonne in dem sturmzerrissenen Gewölk. Dem melancholischen Naturbild zum Trotz lachten und scherzten der Purzel-Joseph und die Jette um die Wette — waren sie ja in einer halben Stunde daheim, und morgen war Kirchweihe!

Auch die Margundel freute sich auf die Rückkehr in das Haus des guten, alten Holländerpeters, dennoch that ihr die lärmende Fröhlichkeit der beiden Andern weh und sie blieb

darum einige Schritte hinter ihnen zurück. Auf einmal wurde es ihr, als zöge eine unsichtbare Gewalt ihren Kopf empor und gäbe ihren Augen einen bestimmten Zielpunkt. War's Täuschung oder Wirklichkeit?! Droben auf jener Felsplatte, die wie eine Landzunge vorsprang, stand, ganz wie damals am Morgen der Abreise, ein Mann ruhig und bewegungslos wie aus Stein gemeißelt. Von der Abendsonne beleuchtet, zeichnete sich die Gestalt in übermenschlicher Größe an der dunklen Wolkenwand ab. Der Mann dort droben war auf seine Flinte gestützt; ein Paar kleine Hunde schnupperten suchend zu seinen Füßen herum.

Mit Jubel und Halloh wurde das Kleeblatt von der ganzen Dorfbevölkerung begrüßt. Der Holländerpeter mit seinem gelassenen, schweigsamen Wesen machte wenig Worte, aber aus dem Druck seiner knochigen Hand konnten die beiden Schwestern desto deutlicher herausfühlen, daß er noch der Alte war und daß ihnen sein Haus wieder offen stand als Heimath und Ruhehafen. — Der Holländerpeter war nur

wenige Tage vor ihnen von seiner Handelsfahrt zurückgekehrt. Er hatte diesmal Unglück gehabt, denn sein Gaul war ihm unterwegs krepirt, und wenn das Thier auch keinen großen Werth mehr besessen hatte, so war sein Tod trotzdem ein schwerer Verlust für einen Mann, der sich selber so hart plagen mußte, um sein Stückchen Brot zu verdienen. Der Holländerpeter hatte zwar wieder eine neue Zugkraft angeschafft in der Gestalt eines ausgemusterten Fiakergaules, damit aber auch fast den ganzen Profit seiner Handelsspeculationen eingebüßt. Nichtsdestoweniger war sein Frohsinn der alte geblieben, denn der Holländerpeter war ein urwüchsiger Philosoph und verlor nicht beim ersten besten Schicksalspuff die Courage. Auch sein Weib empfing die beiden müdgeflogenen Zugvögel mit der frühern Herzlichkeit. War ja mit der Margundel ein tröstlicher Lichtstrahl in die Nacht des alten Frauenlebens zurückgekehrt! Der Purzel-Joseph, elternlos wie er war, hatte unterdessen auch eine Heimstätte gesucht und gefunden. Droben im Wirthshaus saß er mitten in einem Kreis von jungen und alten Zechern. Das war seine Heimat, seine Familie! Es ist vielleicht eine Blasphemie, das Heilige neben das Profane zu stellen, und dennoch muß ich jenes biblischen Verses gedenken, wo der Welterlöser be-

nachrichtigt wird, seine Mutter und seine Brüder ständen draußen, um ihn zu begrüßen. — „Und er antwortete und sprach: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? — Und er sah rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Das ist meine Mutter und meine Brüder!“

Die Kirchweihe.

Wiederum wie vor einem halben Jahr bimmelte das Glöcklein, und im Sonntagsputz zog Jung und Alt dem Kirchlein entgegen. Diesmal aber schmückten keine duftigen Maien den kleinen Gottestempel. Die Zeit der Blumen und Blätter war dahin, und der Pulsschlag der ganzen Natur gemahnte an ein baldiges, leises Hinsterben.

Mit derselben sanften Wehmuth, mit welcher der greise Pfarrer im Frühling seine Heerde hatte ziehen sehen, begrüßte er sie heute am Tage des Wiedersehens. Der Tiroler=Lotte brachte er in wenigen, aber rührenden Worten ein Todten=opfer dar. Fast all die anwesenden Mädchen weinten der heimgegangenen Wanderschwester eine Thräne nach, selbst das Auge der durch ein rauhes Leben hart gewordenen

Jette wurde feucht. Das schauerlich-ernste: „Ach, wie nah' ist mir mein Ende!" trat mit überwältigender Macht zu jedem dieser Nomaden heran. Und mit einem Mal sang von der Emporbühne her eine sanfte, uns wohlbekannte Stimme:

Wenn du gehst heim in stiller Nacht,
Hast du an Vielerlei gedacht,
Das dich bewegte trüb und froh
Und hin und her: bald so — bald so!

Wenn du so hingehst still im Herrn,
Und keine Seel' ist nah und fern,
So hörst du Stimmen in der Brust,
Von denen du sonst nichts gewußt.

Das sind die Englein, die dir leis
Erzählen, was ein Jedes weiß,
Und dir ertheilen guten Rath,
Indeß du wandelst deinen Pfad.

Merk' wohl, was Jedes zu dir spricht!
Bei hellem Tag hörst du sie nicht;
Sie kommen nur inmitt' der Nacht,
Weil da der Mensch zumeist gibt Acht.

Du Pilgersmann bleib' still im Herrn!
So leuchtet dir ein Morgenstern,
Der dich in seiner Huld und Gnad'
Hält immer auf dem rechten Pfad!

Thränenlächelnd nickte der alte Pfarrer vor sich hin, seine Lippen schienen das trostreiche Wort auszusprechen:

Du Pilgersmann, bleib' still im Herrn,
So leuchtet dir ein Morgenstern! —

Es war Nachmittag geworden.

Aus der „Krone", dem „Rothen Löwen" und dem „Blauen Affen" schmetterte die Tanzmusik ohrenzerreißend und markerschütternd.

Die feierliche Stimmung des Gottesdienstes war verflogen, und das Leben trat wieder in sein fröhliches, altverbrieftes Recht ein.

Im „Blauen Affen" — so geschildet, weil der Wirth vordem mit einem Affentheater in der Welt herumgezogen war — tanzte der Purzel-Joseph; dahin zog's auch die Jette. Die Margundel dagegen wandte sich mit einigen Kameradinnen der „Krone" zu, denn im „Affen" ging für sie ein zu wildstürmischer Wellenschlag. Schon auf der Schwelle des Tanzsaales ließ die Margundel halb ängstlich, halb erwartungsvoll ihre Augen umhersuchen, aber sie fanden nicht das

Rechte. Die Margundel war eine flotte und darum auch beliebte Tänzerin; sie brauchte während keiner Tour den fatalen Schimmel zu halten und vor Aerger den Mörtel an der Wand abzukratzen.

Eine Pause war eingetreten, die Margundel saß athemholend in einer Fensterbrüstung — da stand er auf einmal vor ihr.

Er trug seine Gala-Uniform und an der Seite einen schönen, mit Silber eingelegten Hirschfänger.

„Na, Margundel, machen wir den Hopser?" war seine erste Frage. Sie nickte; der Jäger zog sie in die wirbelnde Strömung.

Während aber die Beiden in froher Vergessenheit dahinflogen, zog sich über ihren Häuptern ein finsteres Gewölk zusammen. Die anwesenden Burschen trugen das Maifest noch in bester Erinnerung, und beim Anblick des Jägers schlug der glimmende Funken des Hasses sofort zur lodernden Flamme empor. Es war deutlich zu merken, daß die Böhämmer gewillt waren, den Jäger diesmal nicht so leichten Kaufes davonkommen zu lassen; nur schienen sie noch nicht recht einig darüber zu sein, wie sie die Sache anpacken wollten, denn sie unterschätzten die Riesenkraft und die

Unerschrockenheit ihres Gegners mitnichten. Der schien sich aber jetzt ebenso wenig wie damals beim Maifest um seine Umgebung zu kümmern und Aug' und Ohr nur für seine Tänzerin zu haben.

Im November sind die Tage kurz; der Saal war ohnedies finster, so mußten denn schon um 5 Uhr die Lichter angezündet werden — natürlich keine Gasflammen, sondern ordinäre Talgkerzen, deren ablaufendes Fett gemüthlich auf die Köpfe der tanzenden Paare herabtropfte. Das that aber der allgemeinen Heiterkeit keinen Abbruch, denn die Leute wollten heute, wie damals im Wald, partout fidel sein, und ein tropfendes Talglicht ist gerade auch nicht unfidel.

Von dem Jäger und der Margundel unbemerkt, waren der Purzel-Joseph und die Jette in den Saal getreten. Die Jette blieb an der Thüre stehen; der finsterste Blick ihrer dunkeln Augen traf den Jäger, der, von ihr abgewandt, sich mit der Margundel aufs eifrigste zu unterhalten schien, und keineswegs erfolglos, denn die Jette konnte bemerken, wie die Margundel ihrem Tänzer aufmerksam zuhorchte und zum öftern lachte. Die scharfen Augen des Purzel-Joseph's schossen nicht minder vernichtende Blitze nach dem Jäger hin, seine Finger zuckten, wie von einem Krampf bewegt, auf

und nieder. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm der Grünrock damals beim Maifest Respect — ja sogar noch mehr eingeflößt hatte. Dieses Bewußtsein war's aber gerade, was jetzt als Gift und Galle in der Brust des Seiltänzers kochte. Der Purzel-Joseph war starken Leibes und, wie alle Leute seines Standes und seiner Bildung, auf seine körperliche Kraft eitel. Daß er dennoch sich damals im Wald vor dem ruhigen und festen Blick des Jägers geduckt hatte, wie sich etwa eine Hyäne vor ihrem Bändiger zurückzieht — das wurmte den Gaukler und er fand vor der spottenden Stimme seines falschen Stolzes nicht eher Ruhe, als bis die Scharte von damals ausgewetzt und zwar glänzend ausgewetzt war.

Die Jette hatte inzwischen eine Gelegenheit erlauert, um ihre Schwester gehörig ins Gebet zu nehmen. Der Jäger ging aus dem Saal; wie ein Drache schoß jetzt die Jette auf die Margundel los.

„Mit dem Grünrock tanzest du nicht mehr, das sag' ich dir!" drohte die Harfnerin mit rauher Stimme und funkelnden Augen.

Die Margundel war von sanfter und nachgiebiger

Natur; die Tyrannei der Jette aber rief auf einmal einen zähen Widerstand in ihr wach und sie antwortete scharf:

„Ich kann tanzen mit wem ich will! Uebrigens trägt's mir mit dem Jäger keine größere Schand' ein, als dir mit dem Purzel-Joseph!"

Das war ganz richtig gedacht und gesprochen; die Jette fühlte es auch, das steigerte aber gerade ihren Grimm und sie entgegnete:

„Ich sag' dir noch einmal, mit dem Kerl tanzest du nicht mehr, sonst bekommst du's mit mir zu thun!"

In aufwallender Empörung über diese unwürdige und despotische Bevormundung von einer Seite her, wo eine Beaufsichtigung selber sehr nöthig gewesen wäre, gab die Margundel zurück:

„Kehr' du nur zuerst vor deiner eigenen Thür', wenn du den Weg sauber haben willst."

Damit wandte sie sich ab; vor Zorn mit den Zähnen knirschend, drehte sich auch die Jette auf den Absätzen herum und kehrte zu dem Purzel-Joseph und den Andern zurück. In die Margundel aber schien ein ebenso starrer als ungewohnter Trotz gefahren zu sein, denn all die Burschen des

Dorfes zurückweisend, tanzte sie von nun an ausschließlich mit dem Jäger.

Das Mädchen besaß ein angeborenes Schicklichkeitsgefühl: das war der starke Damm, an dem sich bei der Margundel alles Unlautere brach. Selber die Frucht ungezügelter Leidenschaft, von schlechten Beispielen seit ihrer frühesten Kindheit umringt, all den Wechselfällen und Abenteuern eines Wanderlebens preisgegeben, hatte sich die Sängerin trotzdem die Reinheit ihrer Seele und ihres Leibes zu bewahren gewußt. Sie verstand die schwere Kunst, über einen Dunghaufen zu gehen, ohne sich die Schuhe schmutzig zu machen. Es gibt große Damen in Sammt und Seide, die dieses Kunststück nicht fertig bringen.

Gegen Mitternacht bekam die Margundel das Tanzen satt.

Die sie umgebende und stets noch wachsende Trunkenheit und Unanständigkeit wurden ihr widerlich für Aug' und Ohr. Sie sagte ihrem Tänzer, sie wolle jetzt gehen. Der Jäger bot natürlich seine Begleitung an, und theils der ländlichen Sitte, theils der Eingebung ihres Herzens folgend, schlug die Margundel es nicht aus. Beide verließen den Tanzplatz und schlugen den Weg zum Haus des Holländerpeter's ein. Die

Nacht war rabenschwarz, und die paar Laternen, die in übergroßen Zwischenräumen in den Gassen des Dorfes brannten, konnten mit ihrem armseligen, im Wind flackernden Licht diese ägyptische Finsterniß nur höchst mittelmäßig erhellen.

Arm in Arm steuerte das Paar schweigend durch diesen Ocean der Dunkelheit. Nur zeitweise stieß der Jäger einen leisen Fluch aus, wenn er bis an die Knöchel in eine Rothpfütze getappt war, oder sich an einer entgegenstarrenden Wagendeichsel fast den Magen eingestoßen hatte. Das Haus des Holländerpeter's lag abseits von der Gasse, zwischen Gärten und Krautfeldern führte ein Weg dahin.

Bei dem Zaun angelangt, der rings um das Anwesen lief, blieben der Jäger und die Margundel wie auf Verabredung stehen. Die Sitte, beim nächtlichen Heimgang vor der Thüre des Mädchens noch ein Ständchen zu machen, ist draußen auf dem Lande eine so allgemeine, daß man es ein Gesetz der Liebe nennen möchte. Der Jäger hatte die Hand der Margundel ergriffen und begann so von Weitem auf sein Ziel loszusteuern. Er sprach von seiner Stellung und dem damit verbundenen Einkommen, das zwei zufriedene Menschen ganz gut ernähren könne. Auch von der Langeweile und der innern Oede, wenn er so Abends aus dem

Wald heimkomme, sprach er und verglich damit das Glück eines seiner Amtsbrüder, den nach vollbrachtem Tagewerk ein treues Weib und ein fröhlicher Kinderrudel daheim im traulichen Forsthaus erwarte. Er hätte sich noch viel mysteriöser ausdrücken dürfen, und die Margundel würde ihn dennoch verstanden haben: dies bewies das leise Zittern ihrer Hand und ihr stilles, frageloses Zuhorchen.

Im Feuer seiner Rede hatte er den Arm um ihren Leib gelegt und ebenso unbewußt war die Margundel an seine Brust gesunken. Ringsum war Alles todstill, nur der Nachtwind rauschte über dem einsamen Menschenpaar. Der Jäger hatte sich ausgesprochen, in einem seligen und schämigen Küssen ging das stumme Zwiegespräch weiter.

Da tauchten auf einmal links und rechts dunkle Gestalten empor, wie unheimliche Phantome der Hölle. Ein Hagel von Steinen und Prügelstreichen regnete fast gleichzeitig auf das Paar herab. Von einem Stein mitten auf die Brust getroffen, entsank die Margundel mit einem leisen Schmerzensschrei den Armen des Jägers. Der hatte blitzschnell seinen Hirschfänger gezogen. Den Rücken an den Zaun gestemmt, wehrte er sich tapfer seines Lebens. Mit einem gellenden Jammerruf wich einer seiner Angreifer zurück;

der Jäger hatte gefühlt, daß seine scharfe Klinge dort drüben tief ins Fleisch eingedrungen war. Aber auch er selbst blutete aus mehrern Wunden. Es war ein grauenhaftes Bild: ein auf Leben und Tod angefallener Mann, zu seinen Füßen die ohnmächtige Gestalt einer eben erst gefundenen Liebe, vor sich eine Uebermacht von erbarmungslosen Gegnern, über und um sich rabenschwarze Nacht. — Mit der blanken Waffe in der Faust, hätte sich der Jäger gern Bahn zu brechen gesucht, allein dann wäre die Margundel zurückgeblieben, und unmöglich wollte und konnte der ritterliche Kämpe das ohnmächtige Mädchen dem Wüthen der meuchlerischen Bande preisgeben. So hielt er denn felsenfest Stand, und wer von den Strolchen in den Bereich seiner Klinge kam, der mußte seinen Vorwitz blutig büßen. Um sich nicht durch ihre Stimmen zu verrathen, sprach keiner der Banditen während des ganzen Kampfes ein Wort. Auch mußten sie sich wohl die Gesichter geschwärzt haben, denn das scharfe, die Dunkelheit durchdringende Auge des Jägers mühte sich vergebens ab, die Züge des Einen oder des Andern zu erkennen.

Die schwarzen, schweigsamen Teufelsfratzen und das dreschflegelartige Auf- und Niedersausen der Knüttel und Zaunpfähle machten aber den nächtlichen Kampf nur noch

um so gräßlicher. Noch immer stand der Jäger mit dem Rücken gegen den Pallisadenzaun gestemmt, um wenigstens von dieser Seite her geschützt zu sein. Mit einem Mal aber packt ihn von hinten eine Hand bei der Gurgel und es mußte keine schwache Hand sein, denn sie drückte wie ein Schraubstock den muskulösen Hals des Jägers zusammen. Im selben Augenblick zuckte der gewürgte Mann auch schon zusammen, denn er hatte gefühlt, wie ihm ein scharfes Messer bis ans Heft zwischen die Schulterblätter eingedrungen war. Einer der Unholde hatte unvermerkt den Zaun überklettert und den Jäger rücklings angegriffen.

Wie nach einem Halt suchend, fuhr der gestochene Mann mit seinen Armen in der Luft herum, dann taumelte er dumpf stöhnend einige Schritte weiter und fiel seiner ganzen Länge nach mit dem Gesicht zu Boden. So kracht eine vom Blitz getroffene Eiche in sich selbst zusammen und senkt die stolze Krone entblättert in den Staub.

Von Angst und Grausen gepackt, stob die Bande der Meuchelmörder nach allen Richtungen auseinander.

Was aber die Feder nur schwerfällig beschreiben konnte, war in Wirklichkeit das Werk weniger Minuten gewesen, denn der Holländerpeter, der gleich beim Anfang des Streites

aus seinem Schlaf erwacht war und sich kaum die Zeit genommen hatte, die dürftigsten Kleidungsstücke über sich zu werfen, fand bei seiner Ankunft auf dem Kampfplatz den Jäger bereits leblos in seinem Blute schwimmend.

Der Hülferuf des alten Mannes brachte die ganze Nachbarschaft herbei; der Jäger aber war und blieb eine kalte, blutige Leiche.

So wurde damals die Kirchweihe zu Böhmersdorf gefeiert.

Die Todten wollen gesühnt sein.

Dem Holländerpeter, in seiner Eigenschaft als Ortsvorstand, oblag die traurige Pflicht, der Gerichtsbehörde die Unthat anzuzeigen. Ein Actuar kam in Begleitung einiger Landjäger ungesäumt nach Böhmersdorf, um die Untersuchung einzuleiten. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Purzel-Joseph als den Mörder des Jägers. Der Verdacht wurde zur vollen Gewißheit, als man hörte, daß der Seiltänzer noch in derselben Nacht die Flucht ergriffen hatte. Wohin das wußte Niemand.

Der Todte aber hat auf dem Kirchhof des Dorfes sein Grab gefunden. Die Jägerburschen der umliegenden Forsthäuser hatten seinen Sarg nach Waidmannsbrauch geschmückt und trugen ihren Kameraden unter gedämpftem Hörnerklang zur letzten Ruhe hinaus. Hinter dem Sarg ihres todten Herrn trodelten die zwei kleinen Dachshunde. Die treuen Thiere hatten durch Winseln ihre Wünsche so zu verstehen gegeben, daß man ihnen endlich ihren Willen und sie mitlaufen ließ. Der alte Pfarrer hielt am Grabe eine ergreifende Rede. Er wies darauf hin, wie die ungezügelte Leidenschaft aus dem Menschen einen willenlosen Spielball und zuletzt einen Verbrecher machen kann. Für den Mörder erflehte er das Erbarmen des ewigen Richters, für den Todten aber ein seliges Träumen und ein fröhliches Auferstehen droben in jenem lieben, alten Vaterhaus, in dem so viele Wohnungen sind.

Die Flucht des Purzel-Joseph kam übrigens seinen Mitschuldigen zugute, denn nun konnten sie bequem die Hauptlast auf den Abwesenden wälzen und sich als einfache

Staffagefiguren in den Hintergrund stellen. Demgemäß wurden sie zu einer verhältnißmäßig sehr gelinden Gefängnißstrafe verurtheilt.

Der Purzel-Joseph aber hatte sich, wie man später erfuhr, nach Holland gewandt. Den ihm nachgeschickten Steckbriefen wußte der schlaue Mensch glücklich zu entgehen, und die Holländer nahmen's damals um kein Haar genauer, als es heute die Franzosen mit ihrer Fremdenlegion thun. Da ist jeder Rekrut als Kanonenfutter willkommen, und mehr wird nicht von ihm verlangt. Als Colonialsoldat wurde der Purzel-Joseph nach Surinam eingeschifft; dort mochte sich der feige Mörder geborgen und dem Arm der Gerechtigkeit entronnen glauben: doch über Land und Meer war ihm die Nemesis gefolgt.

Den im Fluß Badenden packte ein Alligator.

Wohl entrissen die andern Soldaten ihren Kameraden den Zähnen des Ungeheuers, der Unglückliche war aber so zerfleischt, daß er nach wenigen Stunden starb. Vor seinem Tode bekannte er sich bei dem Feldkaplan ausdrücklich als den Mörder des Jägers und bat den Geistlichen, dieses Geständniß und zugleich ein letztes Lebewohl in seine Heimat zu senden.

So erfuhr man, was aus dem Purzel-Joseph geworden war.

Von noch einer Hauptperson in diesem düstern Drama ist zu berichten.

Der Holländerpeter hatte in jener Schreckensnacht die immer noch bewußtlose Margundel in sein Haus getragen und zu Bett gebracht. Der Gerichtsarzt, der zur Leichenschau des Jägers nach Böhmersdorf gekommen war, besuchte auch das Mädchen. Der Steinwurf auf die Brust hatte sie bös getroffen; die Folgen des Schreckens und der damit verbundenen Seelenerschütterung konnten aber noch ungleich mehr zu befürchten sein. Der Arzt verschrieb, was er eben verschreiben konnte, und ging mit dem Versprechen, bald wiederkommen zu wollen.

Der Winterschlaf der Böhämmer.

Jetzt war's Winter geworden.

Ueber Berg und Thal lag's wie ein weißgraues Leichentuch: dazu paßte das unheimliche Krächzen der hungerigen Raben, die beutesuchend den Schindanger umschwärmten, und das heisere Bellen der Füchse tief drin im Tannenwald. Wie ein Eiland der Melancholie schwamm das Dorf mitten in dem stillen, endlosen Schnee-Ocean.

Der Rauch der langsam aus den Schornsteinen emporstieg, war das einzige Zeichen, daß die öde Stätte von Menschen bewohnt sei. Für die Böhämmer dagegen war ihr Dorf weder öde noch melancholisch, und schwerlich würden sie es gegen jenes Stück Erde, das Horaz als das schönste rühmt, vertauscht haben. Für ihren abenteuerlichen, um

Recht und Gesetz sich wenig kümmernden Sinn konnte aber auch ihre heimatliche Gegend nicht günstiger sein. Die weiten Forste ringsum luden zur Wilddieberei ein, die nahe Landesgrenze war wie expreß zum Schmuggel gemacht.

Zwischen den Böhämmern und den Förstern und Grenzjägern bestand von jeher eine grimmige Feindschaft. Beide Parteien hatten sich ein- für allemal den Fehdehandschuh hingeworfen, und kein Winter war noch vergangen ohne einen blutigen Zusammenstoß der sich auf Leben und Tod bekriegenden Elemente.

Die Böhämmer sahen in den Förstern und Grenzjägern nichts als gewaltthätige Usurpatoren, die sich erdreisten wollten, andere Leute zu schinden und zu plagen.

„Der Wald ist unser!“ sprachen die Wildschützen.

„Wir können über die Grenze schleppen was wir wollen!“ behaupteten die Schmuggler.

Der Holländerpeter, den in allen andern Fällen sein sittliches Gefühl weit über seine Umgebung hob, theilte in diesem Punkt die allgemeine Anschauung seiner Mitbürger.

„Das Vieh weidet auf unserm Eigenthum, also haben wir auch ein Recht darauf!“ meinte er in seiner naturwüch-

sigen Logik und ließ sich nicht davon abbringen. Auch dem Schleichhandel redete er das Wort:

„Wenn wir für das Pfund Salz fünf Kreuzer bezahlen müssen, und es über der Grenze für drei Kreuzer bekommen können, so wären wir Hauptesel, wenn wir unserm Salzamt bei jedem Pfund zwei Kreuzer Ueberschuß in den Rachen jagen wollten. Der Staat will uns betrügen: wir drehen den Spieß herum und betrügen den Staat.“

Ueber diesem Thema waren der Holländerpeter und der Pfarrer schon öfters in ein hitziges Wortgefecht gerathen, denn Jeder wollte den Andern zu seiner eigenen Ansicht bekehren: der Pfarrer aber konnte nicht, und der Holländerpeter wollte nicht nachgeben, und so ging denn der Disput der beiden alten Männer immer um des Kaisers Bart.

Der schmähliche Tod ihres Kameraden hatte all die umwohnenden Förster bis zum höchsten Grad erbittert, und sie verschworen sich unter einander, den Gemordeten zu rächen. Die Grenzwächter verbrüderten sich mit den Hütern des Waldes, und so ließ sich eine recht gemüthliche Saison erwarten, denn die Böhämmer waren nicht die Leute, die sich sogleich einschüchtern ließen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich all die Abenteuer berichten wollte, die dieser Winterfeldzug mit sich brachte. Der List wurde die List, der Gewalt die Gewalt entgegengesetzt; der Sieg war bald auf der einen, bald auf der andern Seite.

Der Schmurranten-Christoph, ein Hauptschmuggler, bekam bei einer seiner Expeditionen einen Schuß durch den Arm; dafür fingen die Böhämmer einen Jäger ein und knüpften ihn verkehrt, mit dem Kopf nach unten, an einer jungen Birke auf. Der Unglückliche hätte dort sterben müssen, wenn er nicht ganz zufällig von vorübergehenden Holzhauern entdeckt und aus seinem Hangen und Bangen in schwebender Pein befreit worden wäre. Noch einer Episode aus diesem Krieg zwischen Gesetz und Meuterei will ich erwähnen. Eines Tages war der rothe Xaver, ein Kesselflicker seines Gewerbes, mit seinem ältesten Buben hinausgegangen um ein Stück Wild zu pirschen. Nicht lange dauert's, so kommt ihnen auch ein Capitalbock in die Quere. Der rothe Xaver, nicht faul, schießt das Vieh übern Haufen, dann schleppen Beide den Bock ins Dickicht und fangen an, ihn auszubrechen. Mit einem Mal spitzt der Xaver die Ohren und horcht; dann aber greift er blitzschnell nach seiner Flinte, die geladen und

gespannt neben ihm an einem Baum stand. Das Gewehr in Anschlag, lauerte der Xaver, seine Augen funkelten wie die eines Wolfes. Da theilt sich das Gebüsch und heraus tritt ein Jäger — derselbe, der dem Xaver schon einmal ein Jahr Zuchthaus verschafft hatte. Der Jäger war natürlich auch schußfertig, und wie er den Bock und den Xaver hinter dem Baum sieht, ruft er:

„Aha, Xaver, hab' ich dich schon wieder! Diesmal wird's aber schon mehr als ein Jahr absetzen."

„Das steht noch dahin!" gibt der Xaver trutzig zurück.

„Komm' vor, ergib dich und mach' nit lang' Flausen!" hat der Jäger gesagt und sich dabei schlau und behutsam nach links gewandt, um seinen Mann besser aufs Korn nehmen zu können. Der hat das gemerkt und gedacht: jetzt gilt's!

Der Jäger aber hat auch etwas gerochen und ist ebenfalls nicht faul gewesen. Also lassen beide a tempo krachen.

Vom Baum, hinter dem der Xaver stand, fliegt ein großes Stück Rinde weg, dem Jäger aber hatte der Wilderer das Gewehr in der Hand zu Stücken zerschossen.

„Das hab' ich so gewollt!" lachte der Xaver, „jetzt mußt

du mir den Bock da bis vor den Wald hinaustragen, sonst reden wir Zwei ein anderes Wort!"

Was war zu machen! Der Jäger war wehrlos, und der Xaver hatte noch einen Schuß im Lauf. Also nimmt der andere den Bock auf die Achsel und trägt ihn eine Viertelstunde weit durch den Wald, der Xaver hintendrein mit gespanntem Hahn.

Draußen am Weg angelangt, sprach der Wilderer:

„Jetzt will ich dir was sagen! Wenn du mich anzeigst, so krieg' ich meine zwei Jahr' Putzsack; wie steht's jetzt? willst du reden oder 's Maul halten? Ich zähl' drei! wenn du bis dahin keine Antwort weißt, so geb' Ich dir Antwort."

Der Jäger war ein junger Mensch, der am Leben hing. Er schwur dem Xaver Stillschweigen, und Der kehrte mit seiner Jagdbeute ruhig ins Dorf zurück.

Der weibliche Theil der Böhämmer genoß nach den Strapazen des Sommers ebenfalls sein winterliches otium cum dignitate. Die Frauen kamen täglich zusammen, um Kaffee zu trinken und zu plaudern. Die Mädchen brachten

ihre Zeit vor dem Spiegel zu und liebäugelten mit den Buben. Abends traf man sich in den Spinnstuben, und da begann das Getändel wieder von neuem. Erst die Mitternachtsstunde trieb das junge, minnelustige Volk auseinander.

Was für die Jugend die Spinnstube, das war für das Alter die Dorfschmiede. Da saßen die Grauköpfe um die Feueresse und den Amboß herum, rauchten und plauderten von gewesenen Tagen. Auch der Holländerpeter war einer dieser Stammgäste und hatte als Magistratsperson den Ehrenplatz am Feuer, das ihn vorn röstete, während er hinten auf dem Rücken fror.

Die im Kreis herumsitzenden und rauchenden Greise mit den runzeligen, dunkelfarbigen Gesichtern, aus denen aber noch die schwarzen Augen hell wie Dolchklingen hervorblitzten, konnten an jene Mingos und Delawaren erinnern, wie sie, der Berathung pflegend, Fenimore Cooper in seinen „Lederstrumpf-Erzählungen" so lebensvoll gezeichnet und dadurch unsterblich gemacht hat.

Ein Leben, Lieben und Sterben.

Die Margundel hatte sich von ihrem Krankenlager erhoben und ging wieder ihren gewohnten Geschäften nach.

Sie war zwar schrecklich abgemagert und ihre Züge hatten eine gespenstige Blässe angenommen, allein die Leute meinten, das werde sich schon wieder geben: das Mädchen solle nur tapfer essen, damit sie wieder zu Kräften käme. Auch der Holländerpeter in seiner Gutmüthigkeit sah in einem vollen Magen das wirksamste Mittel einer baldigen Wiedergenesung, und manches Häslein mußte sein junges Leben lassen, um der Margundel als Arznei zu dienen.

Während aber die Leute also dachten und sprachen, wußten zwei Andere besser, was von der Sache zu halten

sei: das war die Margundel selber und dann der Gerichtsarzt, der, seinem Versprechen getreu, stets zu ihr kam, so oft ihn sein Weg an Böhmersdorf vorbeiführte.

Der alte Herr interessirte sich offenbar für das Mädchen und dessen trauriges Schicksal.

Er brachte ihr Bücher zum Lesen und öfters einige Flaschen guten Weines zur Stärkung.

Mit einem Gefühl von süßem Schmerz las die Margundel in einem dieser Bücher das folgende Gedicht, betitelt:

Ahnen im Herbste.

Wenn gelb und roth sich färbt im Herbst das Laub
Und Blatt um Blatt fällt langsam von den Bäumen,
Still predigend, daß Staub wird wiedrum Staub,
Da kommt's uns wie ein melancholisch Träumen.
Durch die Natur zieht gleichsam instinctiv
Ein schattendunkles traurig-süßes Ahnen;
Es ist, als ob ein Schauern sie durchlief'
Das an den nahen Wendepunkt woll' mahnen.
Es ist ein Anblick düster, imposant,
Wenn die Natur zum Tod sich vorbereitet
Und nochmals segnend auf uns legt die Hand,
Eh' sie, sich grabwärts neigend, von uns scheidet
Wenn sie uns winkt ihr letztes Lebewohl,
Die übermüde, sterbende Matrone,

Da schluchzt es: Gute Nacht! von Pol zu Pol
Und klagt im Echo nach von Zon' zu Zone.
Natur, Allmutter! segne noch einmal
So recht aus tiefster Seele deine Kinder,
Eh' du, ausathmend mit dem Abendstrahl,
Ins Leichentuch geschlagen wirst vom Winter.
Und wenn der Lenz das Land mit Blüten düngt,
Erwachst du wiederum zu frohem Leben,
Um lächelnd, wie ein Phönix neu verjüngt,
Am Stoff des ew'gen Kreislaufs fortzuweben.
Doch Mutter — bist auch Du unsterblich zwar,
So ward's nicht deinen Kindern zugemessen,
Und wenn du wiederkehrest im neuen Jahr,
Mußt du sie suchen unter den Cypressen!

Auch der alte Pfarrer kam oft nach Böhmersdorf herüber, um seinen kranken Liebling zu besuchen und zu trösten. Vielleicht hatte der Arzt dem Geistlichen einen Wink gegeben, denn die Gespräche des Letztern mit seinem Pfarrkinde drehten sich immer, wenn auch in schonendster Weise, um die beiden großen Fragen: Tod und Auferstehung.

Der alte Pfarrer wollte einer reisefertigen Seele den rechten Weg in die Heimat zeigen, damit sie sich nicht

verirre in den Schatten einer ewigen Nacht. Mit gefalteten Händen und thränenden Augen lauschte dann die Margundel den schlichten Worten des Greises.

Eines Tages frug sie ihn: „Sieht man nach dem Tod all Die wieder, die man im Leben gern gehabt hat?"

Der Pfarrer verstand sofort, was in dieser Frage lag; er antwortete: „Ganz gewiß, meine Tochter!"

Ein seliges Lächeln glitt über das bleiche Antlitz des Mädchens; sie ergriff die Hände des Greises und drückte sie wie dankend an ihre kranke, einst so liederreiche Brust.

Mit dem Holländerpeter und dessen Weib wetteiferte in treuer, liebevoller Pflege die Jette. Auch über sie waren seitdem schwere Stürme hinweggebraust und hatten ihre zähe Natur bis in die kleinste Nervenfaser hinein erschüttert. Mußte sie sich ja der Mitschuld am Tode des Jägers zeihen, denn gerade ihre Einflüsterungen hatten den ohnedies schon gereizten Purzel-Joseph schließlich zum Meuchelmord getrieben.

Ein solches Ende hatte sie nun freilich weder erwartet noch gewollt, die Unthat war und blieb aber einmal geschehen, und das blutige Phantom des Todten folgte dem durch seine eigene Leidenschaftlichkeit so hart gestraften Mädchen auf Weg und Steg.

Wie so grauenhaft schön hat Schiller in seinen „Kranichen des Ibycus“ dieses Bild der innern Selbstmarter gezeichnet, wie so markerschütternd tönt der Chorgesang der Erinnyen:

Wohl Dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn!

Dem Winter folgte der Frühling, der gaukelnde Knabe, mit seinen Blüten, Blumen und neuen Hoffnungen. Drunten an den Bachweiden schwollen die silbergrauen Kätzchen, ein grünlicher Schimmer legte sich über Berg und Thal, und die Strichvögel kehrten allgemach in ihre alten Standquartiere zurück. Der Saft begann in den Bäumen zu steigen und auch in der Menschenbrust fing's wieder an, zu gähren wie der Wein im Faß. Die medicinische Sprache hat dafür einen recht glücklichen Ausdruck: turgor vitalis — das ist verdolmetscht: das Schwellen oder Strotzen des Lebens.

Es gibt aber auch ein Schwellen der Seele, wenn sie das Nahen des ewigen Frühlings ahnt und sich in ihm entfalten will zu einer goldenen Himmelsblume droben in dem

schönen, großen Garten, den sich unser Herrgott angelegt hat und den seine Englein hüten.

Der alte Pfarrer war wieder einmal bei der Margundel gewesen; als er schied, hatte sein letztes Wort wie ein Lebewohl geklungen. Mochte er ahnen, daß er das Mädchen lebend nicht wiedersehen sollte?!

Schon seit einigen Tagen hatte sie über ungewöhnliche Mattigkeit geklagt, Schmerzen aber empfand sie nicht dabei.

Nach dem Weggang des Pfarrers begab sie sich zu Bett und schlief auch bald ein. Der Holländerpeter, der nach ihr gesehen hatte, sagte zu seiner Frau: „Sie liegt da wie ein Engel."

Die Jette schlief mit ihrer Schwester in derselben Kammer.

Gegen Morgen erwachte die Jette auf einmal: das erste Tagesgrauen fiel durch das kleine Fenster. Die Margundel saß aufrecht in ihrem Bett, mit leiser Stimme sang sie vor sich hin, während ihre Augen mit einem geisterhaften Ausdruck nach dem Fenster sahen. Von Angst und Grauen gepackt, stürzte die Jette aus ihrem Bett und vor die Thür des Holländerpeter's, mit dem Jammerruf: „Sie stirbt, sie stirbt!"

Die alten Leute kamen herbeigeeilt. Laut weinend blieb das Weib des Holländerpeter's unter der Kammerthür stehen; er selber trat vor das Bett des sterbenden Mädchens. Die alte Frau mild anschauend, sang die Margundel mit immer leiser und leiser werdender Stimme:

O Mutter, jetzt ist's bald vollbracht!
Im Traume ist gekommen
Mein todtes Lieb zu mir heut' Nacht
Und hat mich mitgenommen.
Er hat sich über mich geneigt
Und traurig froh gelächelt,
Mit seinem Lilienstengel leicht
Mir Kühlung zugefächelt.
O Mutter, wenn ein Engel schaut
Dir einmal in die Augen,
So ist kein Apothekerskraut
Dagegen mehr zu brauchen.
Dir wird so träumerisch ums Herz,
Als hättest du zwei Flügel
Und flögest damit heimatwärts
Fort über Thal und Hügel.
O Mutter, jetzt ist's bald vollbracht —
Geh, thu' doch nit so weinen!
Dereinst in deiner letzten Nacht
Will ich dir auch erscheinen!

Erschöpft sank sie in die Kissen zurück, ihre großen Augen aber blieben unendlich freundlich auf ihre Pflegeeltern und ihre Schwester gerichtet, ihre Lippen bewegten sich wie in einem stillen Selbstgespräch.

Dann wurde ihr Blick immer gläserner und verschwommener, die Augen öffneten und schlossen sich in immer größern Zwischenräumen, dann kam ein zitternder, tiefgeholter Athemzug — noch ein krampfhaftes Strecken — und dann war's vorbei.

Schluchzend sanken die alte Frau und die Jette auf die Knie, um das landesübliche Todtengebet zu verrichten. Der Holländerpeter hatte die kleine, magere Hand seines Lieblings ergriffen und blickte ihr starr in das bleiche Gesicht. Eine schwere Thräne rieselte über seinen grauen Bart und tropfte auf die Stirn des todten Mädchens herab. Dann aber öffnete er das Fenster, damit die Seele hinaus könne.

. . . .

Der Holländerpeter blieb an dem offenen Fenster stehen.

Draußen spielte der junge Morgenwind in den Bäumen, drüben im Osten ging die Sonne auf: einer ihrer Strahlen fiel gerade auf die Brust der Margundel. Vielleicht stieg an ihm die Seele des Mädchens zu Gott empor.

Der Tod der Margundel erregte die allgemeine Theilnahme, zum Leichenbegängniß stellte sich die gesammte Bevölkerung des Dorfes ein, denn bei Jung und Alt war die Sängerin beliebt gewesen, und der einstige Groll, daß sie ihre Neigung einem „Feind ihres Stammes“ geschenkt hatte, war mit dem Tod desselben erloschen und hatte seitdem einem rein menschlichen Mitgefühl Platz gemacht.

Die Jägerburschen des umliegenden Reviers hatten an den Pfarrer und an den Holländerpeter die Bitte gestellt, die Margundel, als Liebchen eines ihrer Kameraden, zu Grab tragen zu dürfen.

Die Bitte wurde ihnen gewährt.

Die Mädchen des Dorfes dagegen hatten die Ausschmückung des Sarges übernommen. Am Tag der Beerdigung kamen die Jäger nach Böhmersdorf herüber. Für heute hatten die beiden Parteien, um indianisch zu reden, „das Kriegsbeil vergraben“; die Böhämmer ließen ihre Feinde unbehelligt kommen und gehen. Am andern Tag konnte dann die uralte Fehde wieder fortgesponnen werden.

Unter den Trauerfanfaren ihrer Waldhörner trugen die Forstleute die todte Jägersbraut zu Grab. Selbstverständlich war dafür gesorgt worden, daß die Margundel neben

dem Waldmann ihre Ruhestätte fand. Die halb ohnmächtige Jette an der Hand haltend, sah der Holländerpeter den Sarg langsam in der Tiefe verschweben.

Dann polterten die Schollen dumpf hinab — als eine ewige Grenzmauer zwischen Leben und Tod.

Der Rachegeist des Gesetzes.

Aus dem Grab des gemeuchelten Jägers war — einstweilen noch unsichtbar – die Nemesis emporgewachsen, düster wie einer jener todbringenden Bäume im Giftthal auf der Insel Java.

Der Ermordete hatte in den Diensten des Prinzen Amadäus gestanden, der bei Böhmersdorf große Privatwaldungen besaß. Der Prinz hatte in dem Jäger seinen treuesten Diener verloren. Nicht genug damit, liefen auch noch den ganzen Winter hindurch Berichte über Holzfrevel und Wildschaden bei dem Prinzen ein. Die Hüter des Staatswaldes schickten genau dieselben Meldungen nach der Residenz. Der Zollinspector war der Dritte in diesem Bunde. Prinz Amadäus, als leidenschaftlicher Nimrod, hätte den Böhämmern weit eher

das Fällen einer Standeiche, als das Wegschießen eines Hasen verziehen. Der Prinz war lange Jahre in der russischen Armee gewesen und hatte von dort eine eiserne Energie und ein nach Nichts fragendes Durchgreifen mit zurückgebracht. Als Bruder des regierenden Landesfürsten besaß er einen mächtigen Einfluß, den er noch immer geltend zu machen gewußt hatte. Es wurde sogar behauptet, der Prinz sei der eigentliche Steuermann des Staatsschiffes, während sich der Monarch seinem Trieb zu Kunst und Wissenschaft hingebe. Das mochte wahr oder unwahr sein — so viel stand wenigstens fest, daß Prinz Amadäus im Conseil ein gewichtiges Wort mitsprach. — Schon seit vielen Jahren betrachteten die Behörden in der Residenz die Colonie der Böhämmer als einen krankhaften und gemeinschädlichen Auswuchs am Staatskörper; es war auch schon zum öftern darüber debattirt worden, wie dem Uebelstand abzuhelfen sei. Doch man konnte sich zu keinem Beschluß einigen und ließ die Sache als unlösbar wieder fallen.

Jetzt wurde die leidige Frage abermals in den Vordergrund gerückt, denn das Forstamt und die Zollinspection drangen auf sofortige Abhülfe, widrigenfalls noch anarchischere Zustände zu gewärtigen seien. Der Ministerrath trat zu-

sammen, um die keineswegs unwichtige Frage zu erörtern. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht, wie dem Uebel zu steuern sei, die Majorität wollte ein Truppencommando nach Böhmersdorf verlegt wissen. Diesem Verlangen wurden aber wieder Gründe der Sittlichkeit entgegengesetzt und zugleich die Befürchtung ausgesprochen, daß jede derartige Maßregel nur dazu angethan sei, die Böhämmer zu noch gesetzloserm Thun und Treiben anzureizen. Ein anderer suchte darin eine Abhülfe, daß man den Böhämmern ihr Vagabundenleben verbieten und sie zum Ackerbau anhalten solle. Es war vorauszusehen, daß sich die Herren auch Diesmal nicht einigen würden; da aber trat Prinz Amadäus zwischen die Hin- und Herrathenden.

Damals florirte noch der gemüthliche Patriarchenstaat; die Constitution war noch eine unentdeckte Wissenschaft, und es gab noch keine Kammer, die auch ein Wort drein zu reden hatte. Der Landesherr war damals noch unumschränkter Autokrat von Gottes Gnaden, und die Unterthanen waren blos da, um Steuern zu bezahlen und 's Maul zu halten.

„Das ist Alles nichts, meine Herren!" begann der Prinz in seiner kurzen, soldatischen Weise: „es bedarf einer

Radicalcur, sonst wächst uns das Gesindel über den Kopf. Es gibt hier nur einen Ausweg und das ist: die Deportation nach Amerika!"

Die Minister sahen den Sprecher etwas verblüfft an; der aber fuhr kaltblütig fort: „Es ist das außerdem nichts Neues, denn ich habe in Rußland einen ähnlichen Fall erlebt. Das dortige Gouvernement hatte im südlichen Theil des Reiches eine Colonie gegründet, allein die Leute thaten allda kein gut und machten der Regierung viel zu schaffen. Da ließ man endlich ein Cavallerieregiment ausrücken, das nahm die Kerle in die Mitte und transportirte sie mit Kind und Kegel an die Ufer der Petschora, wo man ein neues Experiment mit ihnen anstellen wollte."

„Das muß aber für diese Leute eine ungemein strapaziöse Reise gewesen sein!" bemerkte einer der Räthe.

„Einige Zwanzig kamen noch am Ziel an, die aber haben gut gethan!" entgegnete der Prinz gleichmüthig, indem er die Spitze seines röthlichen Schnurrbarts um die Finger wickelte.

Ich habe dieses Zwischengespräch nur erwähnt, um den Charakter des Mannes zu schildern, der bald die Gottesgeißel der Böhämmer werden sollte.

Wenige Tage nach dieser verhängnißvollen Ministersitzung kamen bereits ein Regierungscommissar und mehrere Katasterbeamten nach Böhmersdorf, um das Gemeindeeigenthum festzustellen.

Die Agenten der Regierung hatten zwar den Befehl erhalten, das Amtsgeheimniß strengstens zu wahren und ihrem Kommen irgendeinen plausiblen Grund zu geben, allein die Böhämmer schienen instinctiv das ihnen drohende Unheil zu ahnen und geriethen darob in die größte Aufregung. Das geringe Communalvermögen des Dorfes war von den geschäftskundigen Beamten bald genug abgeschätzt worden und nun konnte und sollte den Leuten der Regierungsbeschluß nicht länger vorenthalten werden.

Die Schelle des Gemeindedieners berief eines Morgens die gesammte Bürgerschaft zum Nachmittag aufs Rathhaus. Gleichzeitig rückte eine aus Jägern und Grenzwächtern zusammengesetzte Schutzwache im Dorf ein, um allen etwaigen Unruhen vorzubeugen. Während um die bezeichnete Stunde die Männer finster und schweigend dem Sammelplatz zuschritten, umstanden die Frauen und Kinder in banger Erwartung das kleine Rathhaus, das an den geeigneten Punkten von den Schutzwächtern besetzt war.

Am obern Ende des Rathsaales stand ein mit Actenstücken und Flurkarten bedeckter Tisch, dahinter saßen in großer Uniform die Emissäre der Regierung. Als Alles beisammen war, gebot der Finanzrath Ruhe und einen großen, mit verschiedenen Siegeln beklecksten Papierbogen entfaltend, las er mit lauter Stimme wie folgt:

„Im Namen Sr. Majestät!

„Schon seit einer langen Reihe von Jahren verknüpft sich mit dem Namen Böhmersdorf der Begriff der Gesetzlosigkeit und der Mißachtung aller bürgerlichen wie staatlichen Pflichten. Euere Söhne entzogen sich meistens dem Dienst im vaterländischen Heer, theils durch die Flucht und Desertion, theils durch freiwillige Verstümmelung ihres Leibes. Die euch gesetzlich auferlegten Steuern und Abgaben habt ihr in den wenigsten Fällen zwangslos entrichtet, die ihrem Amt obliegenden Steuerbeamten wurden zum öftern von euch insultirt, ja sogar thätlich mißhandelt.

„Weder das Staats- noch Privateigenthum war euch heilig: Ihr sprachet nicht nur dem Gesetz, sondern auch den Dienern desselben Hohn; mit den Waffen in der Hand setztet ihr den rechtmäßigen Hütern des Waldes und der Landesgrenze offenen Widerstand entgegen. Aus euerer Mitte ist

Einer sogar zum Meuchelmörder geworden, und das Henkerbeil wäre sein Lohn gewesen, wenn er sich nicht durch die Flucht seiner Strafe entzogen hätte. Der Elende handelte aber nicht allein, sondern er hatte zu seiner Unthat Genossen gesucht und leider auch gefunden. Dies Alles zusammen ist bei unserer Staatsregierung der Gegenstand einer ernsten und langen Berathung gewesen. Die Regierung ließ sich dabei von dem Grundsatz leiten, daß im Staat das Einzelne sich dem Ganzen unterordnen und daß dem allgemeinen Wohl gegenüber jede weitere Rücksicht schwinden müsse. So wie der Arzt zum Messer greift und ein krankes Glied abschneidet, um den übrigen Leib zu retten, so hat auch eine Regierung die Verpflichtung und damit das Recht, alle unreinen und gemeinschädlichen Elemente im Staatskörper auszuscheiden.

„Euere Gemeinde hört von heute an zu existiren auf.

„Ihr selber werdet nach dem Willen und auf Befehl des Landesherrn nach Amerika verbracht, allwo ihr ein neues und hoffentlich besseres Leben beginnen könnt.

„Euer sämmtliches unbewegliches Eigenthum ist gewissenhaft abgeschätzt worden, und der Staat wird's zum vollen Werth übernehmen.

„In Betreff eueres Hausraths, eueres Viehes und sonstigen mobilen Vermögens bleibt euch eine jede Art der Verwerthung unbenommen. Die Kosten euerer Ueberfahrt wird die Staatskasse tragen. Die Regierung wird euere Hütten auf den Abbruch versteigern und die Stelle eueres Dorfes sowie euerer Felderflur in eine Waldcultur umwandeln. Die Kirche jedoch und der Friedhof, auf dem euere Todten ruhen, sollen auf ewige Zeiten ihrem heiligen Zweck erhalten bleiben, wie Christenpflicht und Humanität es gebieten.

„Den Zeitpunkt euerer Auswanderung betreffend, so ist dieselbe in längstens drei Monaten zu vollziehen und wird euch darüber das Nähere noch eröffnet werden.

„Schließlich spricht die Staatsregierung den Wunsch und die Erwartung aus, daß ihr euere Vergangenheit dadurch sühnen werdet, indem ihr in würdiger und ernster Weise dem Willen und Befehl unseres allergnädigsten Landesherrn nachkommt und nicht in der letzten Stunde noch unliebsame Maßregeln nöthig macht."

Das inhaltsschwere Papier zusammenfaltend, setzte sich der Regierungscommissar nieder; aus dem Kreis der sprachlos umherstehenden Böhämmer aber trat der Holländerpeter hervor. Seine Gesichtsfarbe wäre sicherlich eine todtenbleiche

gewesen, wenn nicht Wind und Wetter die Haut des alten Mannes zu einem constanten Rothbraun gegerbt haben würden. Seine knochige Faust legte sich auf das soeben verlesene Actenstück — für die Böhämmer war's ein Todesurtheil zu nennen — seine von innerer Bewegung zitternde, tiefe Stimme sprach die zwei Worte: „Wir protestiren!"

„Wir protestiren!" lief's wie das Rollen eines Donners durch die Versammlung, und aus den dunkeln Augen sprühten dem Regierungscommissar Blitze des Zornes und des Hasses entgegen. Mit der Ruhe eines Mannes, der die Gewalt auf seiner Seite weiß, nahm der Beamte eine Prise aus seiner silbernen Tabatière, dann sagte er zu dem Holländerpeter:

„Das Protestiren wird Euch blutwenig helfen, lieber Freund! Ihr waret Ortsvorstand, so gebt denn auch Euern Mitbürgern ein Beispiel des Gehorsams und mißbraucht Euern Einfluß nicht dazu, daß Ihr Euere Landsleute zu bedauerlichen Excessen aufreizt."

Aufrecht und starr wie ein Erzbild stand der Holländerpeter vor dem Tisch, seine Faust lag noch immer auf dem verhängnißvollen Actenstück. In dem Auge des alten Mannes aber zitterte eine helle Thräne. Der Regierungs-

commissar war ein energischer, doch keineswegs hartherziger Mann; seine Stimme klang selber bewegt, als er zu dem Holländerpeter sprach:

„Nur Muth gefaßt, mein Freund! drüben in Amerika werdet Ihr, so Gott will, schon wieder eine Heimat finden.“

Dann winkte er, und seine Trabanten räumten rasch, aber nicht gewaltsam, den Saal.

Eine Audienz.

Etwa eine Woche nach diesem folgeschweren Ereigniß betraten mit einbrechender Dämmerung drei alte Männer die Residenz.

Die Wanderer, ihrem ganzen Aussehen nach zu schließen, mochten einen weiten Weg zurückgelegt haben. Es waren offenbar Leute aus einer der Grenzprovinzen: ihre Kopfbedeckung bestand aus einer runden, turbanartigen Fuchspelzmütze, ihre übrige Kleidung aus einer knapp anliegenden, dunkelblauen Hose, die längs den Nähten mit blanken Metallknöpfen besetzt war; darüber trugen sie einen hellblauen, sogenannten „Lückenkittel", der am Kragen, auf den Achseln und an der Brust mit weißem Zwirn zierlich gesteppt war. Auf dem Rücken hatte jeder der Drei einen grobleinenen

Schnappsack hängen zur Aufbewahrung des Mundvorraths und etwaiger Kleidungsstücke.

So reiste der Landmann damals, wo es noch keine Eisenbahnen gab und der Postwagen nur für die reichen Leute da war.

Ein Soldat kam dem Trio entgegen; der Führer des wandernden Kleeblatts frug den Krieger, wo sie übernachten könnten.

Der Husar musterte sich seine Leute, dann meinte er: „Im grünen Hut."

Ob er ihnen nicht den Weg dahin zeigen möchte, wurde er gefragt. Der Husar war ein guter Kerl und machte den Piloten. Unterwegs bot ihm einer der drei Reisenden eine Pfeife voll Taback an, und der Husar sagte nicht Nein dazu, sondern zog aus seiner Reithose einen Stummel und stopfte ihn wohlgemuth mit dem ihm kredenzten Kraut.

„Wo wohnt denn der König?" wollte Einer der Drei wissen. Der Husar deutete nach links und sagte: „Dort droben."

„Kann man ein Wort mit ihm reden?" forschte der Andere weiter.

„Warum denn nit?“ meinte der Reitersmann, „er hat schon mit uns Soldaten auf der Parad' so gemein und niederträchtig (populär) geplaudert, als wären wir seine Kameraden. Sein Bruder aber, der Prinz Amadäus, der ist ein stolzes Dos, der guckt unsereins nit an.“

Bald darauf standen die Vier vor dem „Grünen Hut“, einer äußerst modesten Herberge, wie sie aber der menschenkundige Husar für seine Begleiter geeignet finden mochte.

„Will er ein Glas Wein mit uns trinken, Herr Soldat?“ wandte sich der älteste der drei Männer an ihren Führer. Der hätte nun kein Husar sein müssen, wenn ihm die Einladung unangenehm gekommen wäre. Das Quartett betrat also den „Grünen Hut.“

Bei einer Flasche herzlich sauern Traubenblutes wurde der Kriegsmann noch über mancherlei Verhältnisse und Einrichtungen im königlichen Schloß befragt und der schlaue Husar der sich seinem Auditorium gegenüber keinerlei Blöße geben wollte, that, als kenne er Alles ganz genau und als sei der König wirklich sein Kamerad und Dutzbruder. Dann ging er, und die drei Greise, müde wie sie waren, ließen sich zu Bett leuchten.

Am andern Morgen steuerte das Trio dem Königsschloß entgegen.

Heute aber hatten die Drei große Toilette gemacht, wie sich's geziemt, wenn man vor das Antlitz des Landesvaters treten will. Die Schuhe waren frisch geschmiert, die Gesichter rasirt und ein sauberes Hemd angezogen worden. Den Kittel hatte der dunkelblaue, langschößige Kirchenrock mit dem steifen Kragen und den thalergroßen Stahlknöpfen verdrängt. Ebenso hatte die Fuchspelzmütze dem ceremoniellen Dreimaster, auch „Nebelspalter" genannt, weichen müssen. Aber die kurze Holzpfeife baumelte, heute wie gestern, im Mund der drei Landbewohner. Vor dem Schloß angelangt, blieb das Trio stehen, und die Beine wie eine Ehrenpforte auseinander spreizend und die beiden Hände auf den Weißdornknüttel gestützt, betrachteten sich die Drei die ganze Geschichte, vom Blitzableiter bis zum Kellerloch und vom Kellerloch wieder bis zum Blitzableiter. Nichts entging dem kritischen Blick der drei Fremdlinge, aber gesprochen wurde dabei kein Wort.

Endlich mochten sie sich satt geguckt haben, denn ihre Pfeifen ausklopfend und einsackend, wandten sie sich zu der Schildwache, die vor dem Portal auf und niederbummelte.

„Wohnt da der Herr König?“ frug der, wie es schien, Anführer der Reisegesellschaft.

Der Soldat, selber ein Sohn des Dorfes, fand in dem Titel „Herr König“ nichts Humoristisches und bejahte ganz ernsthaft die Frage.

„Wann ist er denn zu sprechen?“ frug der Andere weiter.

„Ja, das kann ich Euch nit sagen“, entgegnete die Schildwache, „da müßt Ihr Euch an den Portier oder an den Kammerdiener wenden.“

Mit einem gewissen Gefühl von Bangigkeit betraten die drei alten Männer das Vestibüle. Es war, als riefe ihnen eine Stimme wie weiland dem Moses entgegen:

„Tritt nicht herzu, zieh' deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land!“

Die in den Nischen umherstehenden Statuen, die Wand- und Deckengemälde erregten ihr größtes Staunen. Eine Leda mit dem Schwan fiel ihnen besonders in die Augen.

Der eine der Drei erzählte später: er habe im Schloß ein nackiges Weibsbild gesehen, das sei von einer bösen Gans gebissen worden.

Der Portier, mit Degen und dem welthistorischen Stock bewehrt, kam ihnen entgegen; in der Meinung, das müsse

ein großes Thier sein, scharrten die Drei mit den Füßen und verneigten sich tief.

Der Portier hörte die Bittsteller huldvollst an, dann wies er sie an den Kammerdiener; Der ließ sie eine halbe Stunde warten, dann kam er mit dem Bescheid zurück, die Audienz beim König sei ihnen bewilligt und sie sollten sich in einer Stunde wieder einfinden.

In einem benachbarten Wirthshaus tranken sich die drei Alten, wie man sagt, Courage und auf die Secunde standen sie wieder im Vestibüle, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Offiziere und Palastbeamte kamen und gingen, Lakaien und Ordonnanzen schwirrten Trepp' auf, Trepp' ab; vor Allen knixte das Trio und scharrte mit den Füßen. Keiner aber schien sich um die Drei bekümmern zu wollen.

Endlich nach langem, peinlichem Warten erschien der Kammerdiener und winkte dem Kleeblatt. Der diensthuende Adjutant, zu dem sie gebracht worden waren, notirte sich ihre Namen und trat damit in ein anstoßendes Cabinet.

Nach einer Weile kam er wieder zurück und bedeutete die Bittsteller, einzutreten. Nach ländlicher Art sich räuspernd und die Haare ins Gesicht streichend, folgte das Trio dem Wink des Adjutanten, der knapp hinter ihnen die Thüre schloß. Der damalige König war ein ungemein leutseliger und zugänglicher Herr; mit Vermeidung aller weitern Ceremonien stand Jedem der Zutritt frei, und so war es denn auch geschehen, daß unsere drei Freunde ihre Bitte so leicht und rasch erfüllt sahen. Das Kleeblatt hatte noch nie in seinem Leben einen wirklichen König gesehen; ihre Phantasie malte sich den Landesvater aus, wie er auf den Karten abkonterfeit ist mit dem Scepter und dem Reichsapfel in den Händen und der Krone auf dem Kopf.

Da rauschte mit einem Mal eine Portière auseinander und statt eines wohlbeleibten Pique- oder Coeurkönigs stand ein schlanker, einfach schwarz gekleideter Herr in den mittlern Jahren vor dem verblüfften Triumvirat, das just im entscheidenden Moment sein Knixen und Scharren vergaß.

„Was wollt Ihr von mir, gute Leute?“ frug der Monarch mit seinem gewohnten milden Lächeln.

Sich gewaltsam räuspernd, begann der Eine:

„Ich bin der Holländerpeter, das da ist der Schmied-

Jakob und der dort ist der Blau'-Affenwirth — mit Respect zu melden, Herr König!"

Der Ganymed zum „Blauen Affen" machte hierbei einen Knix, als wolle er wegen seines skandalösen Wirthsschildes den Landesvater um Verzeihung bitten.

Ein Zug stiller Heiterkeit lief über das Gesicht des Königs, dann sagte er: „Ihr seid von Böhmersdorf, nicht wahr?"

„Ja wohl, Herr König!"

Das Antlitz des Monarchen wurde ernst, er spielte mit seiner Uhrkette, als besinne er sich auf das rechte Wort. Vom Thema ablenkend, richtete er an den Holländerpeter die plötzliche Frage:

„Er hat gedient — wo?"

„Bei Holland, Herr König!" erklärte der Angeredete und blickte auf die Medaille herab, die an orange gelbem Band in seinem Knopfloch hing.

„In den Colonien?" wollte der König wissen.

„Auf der Insel Java, Herr König."

„Ei! ei!" machte Der und sah den Holländerpeter ordentlich staunend an. Dem gütigen Monarchen gegenüber hatte der Alte schon längst wieder seine natürliche Unerschrockenheit

gewonnen, und den feingliederigen König wohl um eine Kopflänge überragend, stramm aufgerichtet, als steh' er in Reih' und Glied, bot er das verkörperte Bild des Gegensatzes zwischen Fürst und Plebejer.

Der König schien mittlerweile ein stilles Selbstgespräch geführt zu haben, denn wie ein Schlußsatz lauteten seine plötzlichen Worte: „Ja, ich kann nichts mehr daran ändern."

„Sie können Alles ändern, Herr König, wenn Sie nur wollen!" sprach, einen Schritt näher tretend, in aufwallendem Gefühl der Holländerpeter, „seit Jahr und Tag haben wir schon auf dem Fleck Erde gewohnt, unsre Urältern liegen dort begraben, all unser Freud' und Leid dreht sich um den Platz herum, auf dem unser Dorf steht. Bis Mariä Himmelfahrt, Herr König, werd' ich sechsundsechzig Jahr' alt, und meine Frau hat auch schon die Sechzig hinter sich — jetzt will man uns zwei alte Leut' wie die Hund' davon jagen und uns drüben in Amerika sterben und verderben lassen. Ist das Recht, Herr König?"

Der Holländerpeter frug's in bitterm, aber natürlichem Schmerz, der für den Monarchen alles Beleidigende ausschließen und ihn als Mensch mit dem Menschen fühlen lassen mußte.

„Herr König!“ strömte bei dem Alten der Fluß der Rede weiter: „Die Böhämmer haben sich im Himmel kein Stühlchen verdient — das ist wahr! . . . Wenn wir aber gegen das Gesetz gefehlt haben, soll man uns bestrafen, Niemand hat jedoch das Recht, uns aus unserer Heimat zu jagen und in ein Land zu verbannen, das wir nicht kennen und wo wir nicht hinwollen.

„Dem Zwang müssen wir weichen, aber die Verantwortung, Herr König, fällt auf Sie und Ihre Räth' zurück und jed' Haar, wo auf unserm Kopf gekrümmt wird, das wird unser Herrgott schon in sein Schuldregister einschreiben.“

Die schlichte, ungekünstelte, aber vom Herz ans Herz appellirende Rede des alten Mannes hatte den zartsinnigen König aufs tiefste ergriffen; es schien sogar, als läge ein feuchter Schimmer über seinen freundlichen blauen Augen.

Der Holländerpeter war noch näher an ihn herangetreten.

Die Stimme des alten Colonialsoldaten klang fast weich wie die eines Mädchens, als er sprach:

„Erst vor ein paar Monaten, Herr König, hab' ich mein Liebstes auf dieser Welt begraben! es war zwar nur

ein angenommenes Kind, aber Gott soll mir die Sünd' verzeihen; die Margundel hat mir mehr am Herzen gelegen als meine eigene Frau. Es war mir ein trostsamer Gedanke, das todte Kind wenigstens in meiner Näh' zu wissen; jetzt aber, Herr König, will man mir alles Das nehmen, Alles — Alles!"

Der Holländerpeter fuhr sich mit der rauhen Hand über die Augen.

. . . .

Wäre der Alte, selber gebildet, der Abgeordnete einer gebildeten Gesellschaft gewesen, so hätte sein egoistischer, nur an sich denkender Schmerz etwas Widerliches und Abstoßendes gehabt; so er aber ein rechter und echter Sohn des Volkes war, konnte er auch nicht anders, als sein eigenes Ich in den Vordergrund stellen und die übrigen Individualitäten als Staffage rings um sich herum gruppiren.

Dieses Hervorheben des Ichs, gewissermaßen auf Unkosten Anderer, mag nun nicht christlich sein, auch nicht von besonders feiner Lebensart zeugen, aber rein menschlich ist's und bleibt's in allen Fällen, und der Holländerpeter war und konnte, seinem ganzen Leben und Weben nach, zunächst nur Mensch sein.

Diesen ganzen, soeben entwickelten Gedankengang hatte auch der seelenkundige Monarch im Stillen verfolgt und darum konnte in seinen Augen der alte, gramgebrochene Mann nur gewinnen und desto innigere Theilnahme beanspruchen.

„Ich will mit meinen Räthen die Sache nochmals in Erwägung ziehen", sprach der König mit bewegter Stimme, und es war ihm dabei anzusehen, daß er seiner äußerst peinlichen Situation ein Ende zu machen wünsche.

Von seinen Gefühlen überwältigt, griff der Holländerpeter nach der Hand des Königs, die weißen Finger des Monarchen verschwanden in der braunen Faust des Plebejers.

Eine Secunde lang blieben die beiden Hände ineinander verschlungen, dann machte sich der Fürst sanft los, trat mit einem freundlichen Lächeln zurück und verschwand durch die Portière, die rauschend hinter ihm zusammenschlug.

Das helle Klingeln einer Clochette rief den im Vorzimmer wartenden Adjutanten in das Cabinet herein. Ein Wink des Offiziers bestätigte den Bittstellern, daß die Audienz zu Ende sei.

Schweigend und gedankenvoll verließen die drei Greise das Schloß, um in ihre Herberge und von da in ihre Heimat zurückzukehren.

So erscheinen die Häuptlinge eines Indianerstammes vor dem Congreß zu Washington; so traten ehedem die Abgesandten irgendeines Volkes vor den römischen Senat, um Gnade zu erflehen, oder um uralte, nationale Gerechtsame zu wahren und sich von dem Eroberer dieselben neu verbriefen zu lassen.

Heimatlos.

Die Deputation war nach Böhmersdorf zurückgekehrt und hatte der harrenden Gemeinde den königlichen Bescheid verkündigt.

Nun kamen für die Böhämmer Tage des Hangens und Bangens. Blieb's bei dem einmal ausgesprochenen Urtheil, oder nahm der Landesherr es zurück?!

Die Vorstellungen des Holländerpeter hatten, wie man später erfuhr, den gemüthsvollen Monarchen bis in die Seele erschüttert und ihn zum Entschluß gebracht, das gegen die Böhämmer erlassene Decret auf dem Gnadenweg zu annulliren. Zweifelsohne wäre es auch geschehen und zwar um so mehr, als die königlichen Räthe von vornherein sich dagegen gesträubt hatten, eine zwangsweise Deportation gut zu heißen.

Keiner wollte vor Gott und seinem eigenen Gewissen die Verantwortung übernehmen, die sich an die rücksichtslose und gewaltsame Austreibung einiger hundert Menschen knüpfte. Allen leuchtete die Wahrheit des Wortes ein, das der Holländerpeter zu dem König gesprochen hatte.

„Wenn wir gegen das Gesetz gefehlt haben, so soll man uns bestrafen, Niemand aber hat das Recht, uns aus unserer Heimat zu jagen und in ein Land zu verbannen, das wir nicht kennen und wo wir nicht hin wollen!"

Für die Böhämmer jedoch war der Tag der erbarmungslosen Abrechnung gekommen, und der Mann, der den grausamen Rath ertheilt hatte, besaß auch die Kraft, seinen eisernen Willen durchzusetzen. Ein Mann wie Prinz Amadäus, der im Kaukasus als Gegenrepressalie einen tscherkessischen Aul umzingeln, anzünden und Mann, Weib und Kind hatte zu Asche verbrennen lassen — ein solcher Charakter bebte auch nicht zurück, wenn es galt, ein paar hundert Menschen wie Waarenballen nach Amerika zu verschiffen. Wie es ihnen drüben erging, ob sie jenseits des Meeres in wildfremdem Land starben oder verdarben — das war für den Prinzen eine unendlich gleichgültige Frage. Hauptsache aber blieb's,

daß seine Rehe und Hasen endlich einmal vor den Böhämmern Ruhe bekamen.

Wie immer, drang auch diesmal der Prinz mit seinem Willen durch: die Böhämmer erhielten einen abschlägigen Bescheid und gleichzeitig trat, auf das ruh- und rastlose Betreiben des Prinzen Amadäus hin, die Regierung in Unterhandlungen mit einem Rhederhaus zu Rotterdam.

Der Holländer erbot sich, die ganze Gemeinde ohne Berücksichtigung des Alters und Geschlechtes, Kopf um Kopf für fünfzig Gulden nach irgendeinem nordamerikanischen Hafen zu verschiffen. Einbegriffen in diesen billigst notirten Preis sei der Transport von Böhmersdorf nach Rotterdam und die Verköstigung während der Seereise. Das Offert des Holländers wurde angenommen und demgemäß den Böhämmern seitens der Regierung eröffnet: bis zu dem und dem Tag hätten sie der Abreise gewärtig zu sein; ein Regierungscommissar werde sie bis nach Rotterdam begleiten und ihnen auf dem Schiff den Betrag ihres expropriirten Eigenthums bei Heller und Pfennig auszahlen. Außerdem werde der König aus seiner Privatchatoulle noch einem jeden der Auswanderer ein entsprechendes Gratiale zuweisen. Da jedoch vorauszusetzen sei, daß sich der Eine oder Andere durch die Flucht

der Deportation entziehen wolle, so sei es der Beschluß der Regierung, daß jeder derartige Meuterer verfolgt, im Betretungsfalle auf zwei Jahre ins Zuchthaus gesteckt und dann des Landes verwiesen werden solle.

In jeder Sylbe dieses drakonischen Tagsbefehls wird der Leser den Prinzen Amadäus erkennen.

Das von den Böhämmern so oft beleidigte Gesetz hatte seinen erbarmungslosen Rachegeist gesucht und gefunden.

Die Regierung hatte sich übrigens geirrt, wenn sie des Glaubens gewesen war, viele der Böhämmer würden sich der Auswanderung durch die Flucht zu entziehen suchen. Das Gesetz der Zusammenhörigkeit, worauf ja die menschliche Gesellschaft gegründet ist, verleugnete auch hier seine dominirende Kraft nicht.

Ganz abgesehen von dem materiellen Verlust, den sich der Flüchtling zugezogen haben würde — weswegen auch erst auf dem Schiff die Auszahlung des Gemeindevermögens erfolgte — war es zugleich das Gefühl eines gemeinsamen Un-

glücks, was die Böhämmer nur noch enger und inniger zueinander drängte. Im Mißgeschick liebt es der Mensch, sich zu associiren, denn eine innere Stimme sagt ihm, daß ein widriger Schicksalsstreich, auf eine ganze Handelsgesellschaft vertheilt, den Einzelnen nicht so empfindlich treffen kann, als wenn er mutterseelenallein dagestanden hätte. — Bloß zwei Burschen entwichen heimlich aus Böhmersdorf; der Eine schlug sich nach Frankreich, der Andere trieb sich rathlos herum, bis er, von Reue und dem Gefühl der Verlassenheit ergriffen, in Rotterdam noch rechtzeitig ankam, um sich mit der übrigen Gemeinde einschiffen zu lassen.

Die Förster und Grenzbeamten hatten ebenfalls seitens der Böhämmer allerlei Zügellosigkeiten und Repressalien befürchtet und demgemäß die entsprechenden Maßregeln getroffen. Doch ihre Vorsorge erwies sich als überflüssig, denn weder im Wald noch auf der Grenze kam es zu irgendeinem Conflict.

Die Böhämmer waren viel zu viel mit sich selbst beschäftigt; vielleicht hatte sie ihr Unglück auch nach dieser Richtung hin geläutert und stillschweigend mit ihren einstigen Widersachern ausgesöhnt.

Ich muß übrigens bemerken, daß die Regierung die betreffenden Behörden unter der Hand angewiesen hatte, etwaigen Excessen der Böhämmer nur im äußersten Nothfall energisch entgegenzutreten und alle sonstigen Ausschreitungen in Anbetracht der obwaltenden Umstände zu ignoriren. Den Sterbenden sucht man den Tod, den Gehenden den Abschied zu erleichtern.

Farewell!

Der Tag der Abreise war gekommen.

Die letzte Nacht hatte keinem der Böhämmer Schlaf und Ruhe gebracht; in all den Hütten waren die Lichter nicht erloschen, und das Hämmern und Klopfen, das Rollen der Fässer und das Knarren der Kisten hatte fortgedauert bis zum frühen Morgen.

So mag es auch in jener Schwermuthsnacht gewesen sein, als die Kinder Israel ihre Lenden umgürteten und sich rüsteten zur großen und traurigen Pilgerfahrt!

Um die achte Morgenstunde sollte die Karavane ihren Marsch antreten, zuvor jedoch sich noch einmal zum letzten Gottesdienst versammeln. — Ein herrlicher Maimorgen mit Sonnenschein und Waldesgrün war über der Erde aufge-

gangen: es schien, als wolle sich die Natur vor den Scheidenden nochmals in ihrer ganzen Pracht entfalten — sowie ein Mädchen ja auch wehmüthig lächelnd ihr schönstes Gewand anzieht, um dem scheidenden Freund die letzte Ehre zu geben. Im rosigen Licht eines Maimorgens erscheint jede Gegend schön; auch die melancholische Landschaft der Böhämmer prangte im Zauberschleier einer heitern Verklärung.

Der Tannenwald hatte seine düstere Färbung verloren, aus den magern Sandfeldern machte die Sonne ein goldenes, stilles Meer, und die Vögel zwitscherten und jubilirten, als hätten sie in der Frankfurter Lotterie das große Loos gewonnen.

Um die siebente Morgenstunde begann das Glöcklein zu läuten, und Jung wie Alt folgte dem frommen Ruf.

In tiefsinniger Bedeutung hatte der alte Pfarrer den Friedhof als Stätte des letzten Gottesdienstes erwählt: die Todten und die Lebenden, die Bleibenden und die Gehenden sollten noch einmal beisammen sein, ehe sie sich trennten auf Niewiederkehren. Vor der Kirchhofmauer hielt ein Zug Husaren, dazu bestimmt, die Auswanderer bis an den Rhein zu escortiren. Die Reiter hatten im Wald bivuakirt, um die Böhämmer in keinerlei Weise zu stören oder zu erbittern

und waren erst morgens im Dorf erschienen, um ihren traurigen Auftrag zu erfüllen. Der Leser darf jedoch in dieser Anordnung durchaus keine Brutalität seitens der Regierung suchen wollen, denn die Maßregel war gerade zum Besten der Böhämmer getroffen worden. Die Bewohner der umliegenden Dörfer hatten, wie wir wissen, von jeher mit den Böhämmern auf einem feindseligen Fuß gestanden, und es war zu gewärtigen, daß die rohen Bauern den Auswanderern bei der Durchfahrt noch allerlei Neckereien und Schimpfworte mit auf den Weg geben würden.

Bei dem lebhaften, ohnedies schon gereizten Temperament der Böhämmer konnte es dann leicht genug noch in der letzten Stunde zu unangenehmen Auftritten kommen; um dies zu verhüten und die Auswanderer vor allen Widerwärtigkeiten sicher zu stellen, sollte ihnen jenes Militärcommando das Geleit geben.

Den Offizieren wie den Soldaten war dabei strengstens aufgetragen worden, ihre Schutzbefohlenen mit der größten Geduld und Humanität zu behandeln.

Dem greisen Pfarrer rieselten die hellen Thränen über die Wangen, als er wie ein Hirt über seine kleine Heerde hinweg sah. Seine Stimme erstarb in einem zitternden

Gemurmel. Die Frauen und Kinder weinten überlaut, aber auch in den Augen der härtern Männer wurde es feucht.

Dann sang die ganze Gemeinde das alte, schöne Lied:

Wir sind nur Pilger in der Zeit
Und wallen nach der Ewigkeit.
Der Leib ist ein beseelter Staub,
Ein fallend Laub —
Und bald, ach! bald
Des Todes Raub!

Auch der commandirende Offizier war von innerer Bewegung ganz bleich geworden, denn der fühlende Mensch wird niemals ungerührt bleiben, wenn er sieht, wie ein Leben, das seit Jahr und Tag auf heimatlicher, liebgewonnener Scholle seines Kreislaufs pflog, gewaltsam und auf einen Ruck entwurzelt wird.

Auf einen Wink des Pfarrers kniete die ganze Gemeinde nieder, um den letzten Segen zu empfangen.

Es war ein imposanter Anblick: wie ein Leuchtthurm, der den Weg in die Ewigkeit weiset, stand der Greis mitten unter der knienden Versammlung. Der frische Morgenwind spielte in seinen dünnen Silberlocken.

Ein feierliches Schweigen war eingetreten — nur in

den Flitterkronen und in den welken Kränzen rauschte und raschelte es leise, und bei den Husaren klirrte manchmal ein Säbel.

Das Amen des Greises verklang wie ein schwermüthig geflüstertes Lebewohl!

Noch eine Pflicht blieb den Scheidenden übrig: ein Liebesgruß an ihre zurückbleibenden Todten. In wenigen Augenblicken waren sämmtliche Gräber des kleinen Kirchhofs mit Kränzen und Blumen überschüttet. Tausend Thränen tropften als Perlenschmuck auf die Blätter und Blüten.

Am Grab der Margundel stand eine uns wohlbekannte Gruppe: der Holländerpeter, sein Weib und die Jette.

Wie bei Letzterer die Lebenslust keine Grenzen gekannt hatte, so gab's auch jetzt für ihren Schmerz kein Maßhalten.

Schluchzend, ein Bild der untröstlichen Verzweiflung, lehnte sie an der Brust ihres Pflegevaters.

Auch die alte Frau weinte bitterlich und herzgebrochen in ihre Schürze hinein. Der Holländerpeter allein bewahrte seine Fassung und seinen rüstigen Mannesmuth.

Wohl zuckte es in seinen hagern Wangen krampfig auf und nieder, wohl hob und senkte sich seine Brust unter dem blauen Kittel wie der Wellenschlag eines stürmischen Meeres

und wohl umklammerten seine Finger die Mütze, als suchten sie irgendwie einen Halt — aber kein Seufzer, keine Klage kam über seine festgeschlossenen Lippen.

Auch des Jägers Grab war nicht vergessen worden: die Liebe der Margundel hatte ihn ja gewissermaßen naturalisirt, und was dem Lebenden nachgetragen worden war, das hatte man dem Todten verziehen. Der alte Pfarrer war leise zu der trauernden Gruppe herangetreten, seine Hand berührte sanft den Arm des Holländerpeters; der fuhr aus seinem trüben Sinnen empor.

Der Geistliche deutete auf das Grab des Mädchens und sprach:

„Der Schwan hat sich sein Traum- und Schlummerlied gesungen! Ihr ist wohl, und zurückwünschen soll sie Keiner! Ziehet mit Gott, mein Freund! ich will das Grab Eueres Lieblings hüten, bis meine alten Augen selber im Tode brechen!"

Die Hände der beiden Greise suchten und fanden sich in einem langen, stummen Druck.

Der Commandant der Escorte sah auf seine Uhr; es war die höchste Zeit, denn seine Ordre lautete bestimmt, und in seiner Macht lag es nicht, von dem höhern Befehl irgendwie

abzuweichen. Vom Pferd steigend, mischte er sich unter die Trauernden und mahnte mit sanften, liebevollen Worten zum Aufbruch. Der Pfarrer und der Regierungscommissar unterstützten dabei den Offizier, und willig gehorchten die sonst so meuterischen Menschen.

Und abermals zog um die achte Morgenstunde eine Karavane zum Dorf hinaus, wie ehedem am zweiten Mai.

Diesmal jedoch war's ein anderes Bild!

Keine Orgeln und Guckkasten, keine Affen und Papageien mehr! Nichts als eine Reihe schwerbepackter Wagen, darauf die Greise und die Kinder saßen. Die übrigen Auswanderer gingen nebenher: vorn und hinten ritten die Husaren.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, begann mit einem Mal eine Stimme zu singen; von der Extase des Augenblicks elektrisch berührt, fiel die ganze Gemeinde ein.

Ernst wie ein Schmerzens- und doch auch Hoffnungslied sang es:

Wohlauf, wohlan zum letzten Gang!
Kurz ist der Weg, die Ruh' ist lang,
Gott führet ein, Gott führet aus —
Wohlan, hinaus!
Zum Bleiben war nicht dieses Haus!

So ging's fort durch die Gasse des verlassenen Dorfes.

Draußen am Kreuz senkt sich, wie bekannt, der Weg ins Thal hinab. Wie auf Verabredung blickten die Böhämmer nochmals um: weit zurück an der Kirchhofmauer stand der alte Pfarrer im flutenden Sonnenschein. Mit dem Taschentuch winkte er sein letztes Lebewohl herüber.

Der treue Hirte wollte bei seiner scheidenden Heerde bleiben, bis sie ihm aus den Augen entschwunden war.

Drunten im Thal, an der sogenannten „Richtscheid", waren die Böhämmer sonst immer auseinandergestoben wie ein Schwarm von Vögeln.

Diesmal aber gab's für sie nur Einen Weg und Ein Ziel.

Die Jette sah mit thränendunkeln Augen zu der Felsenplatte empor: Dort hatte damals der Jäger mit seinen zwei Dachshunden gestanden, um die Margundel gehen und kommen zu sehen.

Vorbei — vorbei!

Bis zum Meer.

Damals trug der Rhein noch keine Dampfschiffe.

Auf großen, schwerfälligen Fahrzeugen, sogenannten „Marktschiffen", schwamm die Gesellschaft den Strom hinab.

Ueberall wo die Böhämmer landeten, wurden sie der Gegenstand der allgemeinen Neugierde und auch Theilnahme.

Die jüngern Elemente des Pilgerzugs hatten angesichts der herrlichen Gegend das Heimweh überwunden und wieder ihre angeborene Lebenslust gewonnen. Sie sangen und musicirten, improvisirten sogar auf dem Verdeck Tanzpartien.

Der sie begleitende Regierungscommissar störte sie natürlich nicht, denn es lag ja in seinem eigenen Interesse, die Leute guten Muthes zu erhalten.

Bei der Jette aber schien die seelische Erschütterung zu einer Art von Neugeburt führen zu wollen, denn sie nahm an dem lärmenden Zeitvertreib niemals Theil und hielt sich stets zu dem Holländerpeter und dessen Weib.

Der Alte war schon einmal den Rhein hinabgeschwommen, als er sich vor Jahren bei den Holländern hatte anwerben lassen. Von seinem treuen Gedächtniß unterstützt, machte er jetzt den Bädeker und erklärte den beiden Frauen das Sehens- und Wissenswerthe am Stromgelände.

Als sich unterhalb Köln der Rhein immer mehr ausbreitete, als die Ufer immer flacher und sandiger wurden, als die Berge immer weiter zurücktraten und das Wasser und die Menschen immer stiller und stiller wurden — da überkam auch die Böhämmer ein erwartungsvolles, schwermüthiges Schweigen. Sie ahnten instinctiv die Nähe des unendlichen Meeres mit all seinen erhabenen Wundern und ewigen Mysterien.

Vorbei an reinlichen, hübsch langweiligen Städten und Dörfern, vorbei an den Windmühlen und grünen Triften, auf denen der Stolz und der Reichthum der heerdenmelkenden Holländer weidet — vorüber und hindurch zwischen schilfbewachsenen Inseln und Lagunen, weiter und immer

weiter den grünen Maasstrom hinab, bis nach Rotterdam, wo sie dem Erasmus eine Bildsäule errichtet haben, und wo Einen die Glockenspiele auf den Kirchthürmen mit ihrem ewigen Gedudel toll und rabiat machen.

Ein kleiner Schooner, der „Waterlooper", sollte die Gemeinde nach New-York hinüberbringen. Es dauerte aber schon noch einige Tage, bis der „Wasserläufer" seeklar war, doch konnte er einstweilen als schwimmende Kaserne benutzt und von den Böhämmern bezogen werden, was gut war, denn nun hatten sie Zeit und Gelegenheit, sich mit Muße auf dem Schiff einzurichten. Die Auswanderer wollten sich die Stadt ansehen und ihr Reiseführer, der Regierungscommissar hätte auch nichts dagegen gehabt, der Kapitän aber widerrieth aufs bestimmteste, denn es stand zu befürchten, daß sich die Leute in der großen, fremden Stadt leicht zerstreuen und verirren konnten und dann nicht rechtzeitig zur Abfahrt da waren.

Demgemäß wurde der Wasserläufer in den Strom hinausbugsirt und dort vor Anker gelegt.

An Bord des Schiffes zahlte der Regierungscommissar die festgestellte Abfindungssumme an die Leute aus.

Zwei Tage darauf ging beim frühesten Morgenroth der „Wasserläufer“ mit seiner Fracht unter Segel.

Das Schiff streicht durch die Wellen.

Ich will und kann keine Chronik über die Seereise der Böhämmer schreiben: erstens würde es mich schon an und für sich allzu weit führen und zweitens mangeln mir auch alle nähern Nachrichten, denn es ist nur eine einzige Kunde über unsere Freunde nach Europa herübergekommen. Der Consul ihres Heimatlandes, dem die Böhämmer von seiten der Regierung anempfohlen worden waren, berichtete zurück, die Leute seien glücklich in der neuen Welt angekommen, zu registriren seien eine Geburt und zwei Todesfälle — darunter der Guckkasten-Jürgel — auf hoher See.

Bei ihrer Ankunft in New-York habe er zwar seine Landsleute zweckentsprechend unterbringen wollen, doch sie seien nicht darauf eingegangen und hätten sich nach allen

Richtungen hin zerstreut. Nur ein Einziger, genannt „Holländerpeter", habe seinen (des Consuls) Rath beansprucht und auch befolgt: der alte Mann sei mit seinem Weib und einem jungen Mädchen in den Hinterwald gezogen, um dort eine Farm anzulegen. Wir wissen, daß die Jette dieses junge Mädchen war.

Damit schloß der Bericht des Consuls ab.

Ich muß es daher als gewissenhafter Chronist der Phantasie meiner Leser überlassen, sich das Leben auszumalen, dem der greise Holländerpeter, sein Weib und die Jette in der Einsamkeit und Wildniß des amerikanischen Urwalds entgegengingen. Poetisch und versöhnend wird es jedenfalls klingen, wenn wir uns die ehemalige Harfnerin als das Weib eines rüstigen Farmers und als den Stern denken, der mit sanftem, tröstlichem Licht dem alten, lebensmüden Ehepaar in die Ewigkeit heimgeleuchtet hat.

Eine öde Stätte.

Nach dem Abzug der Böhämmer hatte die Regierung keinen Augenblick gesäumt, das gefaßte Project in Ausführung zu bringen.

Das ganze Dorf wurde auf den Abbruch versteigert, und die umwohnenden Bauern waren willige Käufer.

Binnen kurzer Zeit waren die Hütten wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Die Waldarbeiter ebneten den Plan und säeten Tannensaamen in die Furchen.

Nichts blieb übrig als das alte, baufällige Kirchlein und der darum liegende Friedhof. Das kleine Glöcklein, das im Thurm hing, sollte auch versteigert werden; der alte Pfarrer, der treue Hirt seiner versprengten Heerde, brachte das Glöcklein für wenige Gulden an sich und bestimmte, daß es

droben im Thurm solle hängen bleiben, bis es von selber herunterfalle.

Der Prinz Amadäus hatte seinen ermordeten Diener furchtbar gerächt. Seine Rehe und Hasen konnten jetzt der süßesten Ruhe pflegen, bis der erlauchte Herr selber kam, um seinen ritterlichen Sport an ihnen zu üben.

Auch für die Grenzwächter und die Forsthüter war jetzt eine goldene Zeit gekommen. Kein Schnurranten-Christoph alarmirte mehr die Zoll-Linie, und kein rother Xaver ließ sich mehr von einem königlichen Förster einen gewilderten Rehbock durch den Wald tragen.

Fuit Ilium!

Das verlorene Kirchlein.

Mit leisem Flügelschlag rauschten die Jahre dahin.

Die junge Waldcultur auf der Stätte des untergegangenen Dorfes war lustig emporgeschossen wie aus lauter Trotz, um die Böhämmer noch im Grab zu ärgern. Doch nein! doch nein! die Bäume kennen keine Rache — die ist ein ausschließliches Monopol der Menschen, die sich so gern das Ebenbild Gottes und die Krone der Schöpfung nennen. Die unschuldigen Bäumlein waren nur darum so rasch in die Höhe gewachsen, weil der Boden gut und weil ihnen eine sorgsame Pflege zu Theil geworden war. — Nach dem Wegzug der Böhämmer hatte eine liebende Hand noch zwei Jahre lang die Gräber der Margundel und des Jägers

gegen die rings einbrechende Verwilderung vertheidigt — dann aber blieb die Hand auf einmal aus, und die zwei, dem Feind bisher abgerungenen Oasen versanken allgemach in der Nacht des allgemeinen Vergessens. Der alte Pfarrer hatte sein Wort redlich gehalten, denn über den beiden Gräbern hatten seine Augen treu gewacht, bis sie selber im Tod gebrochen waren. Der Geist der Zerstörung konnte jetzt sein Werk ungehindert vollenden. Wind und Wetter schlugen die Fenster ein und warfen die Kreuze um, ein undurchdringliches Gestrüpp begann den Gottesacker zu überwuchern. Epheu und wilder Wein rankten an den rissigen Wänden des Kirchleins empor, in dem Thurme nisteten sich Eulen und Fledermäuse ein, in der zerbröckelnden Grundmauer grub sich eine Colonie Füchse ein. Das Glöcklein hing noch immer droben; bei starkem Wind bewegte sich das leichte Ding hin und her und begann zu klingen.

„Horch, die Hexenglocke läutet!“ sagten dann die abergläubischen Waldleute.

Wenn es ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsere gäbe, so wären allerdings das Kirchlein und das Todtenfeld mitten im Wald der geeignetste Tummelplatz für ruhlos wandelnde Gespenster gewesen.

In einer stürmischen Herbstnacht stürzte der Thurm ein. Die Grenzjäger, die draußen auf der Streife waren, hatten das Glöcklein im Sturm läuten gehört, als riefe es in seiner Noth um Hülfe. Dann war es plötzlich mit einem schrillen Klang verstummt. Am andern Tag fand man, daß der fallende Thurm einen Theil des Kirchendaches zertrümmert und die ganze Seitenwand mitgerissen hatte. Es war bei den Waldleuten zur Gewohnheit geworden, sich bei einem plötzlichen Regenguß oder Schneegestöber in das Kirchlein zu flüchten. Nachdem es aber durch jenen Wettersturm zu einer Ruine geworden war, die stündlich dem Einsturz drohte, so hielt es das Forstamt für geboten, etwaigen Unglücksfällen vorzubeugen, und berichtete darüber an die Regierung. Es kam der Bescheid zurück, das Mauerwerk vollends abtragen und an dessen Stelle ein einfaches steinernes Kreuz errichten zu lassen. Die abgebrochenen Steine wurden ringsherum aufgeschichtet; doch mit der rohen Impietät, die dem Landvolk oft so eigen ist, holten die umwohnenden Bauern heimlich die Steine, um sie zu profanen Bauzwecken zu verwenden.

Nur noch jenes steinerne Kreuz gibt Kunde von dem untergegangenen Dorf! — Wie so merkwürdig zum Schluß meiner Erzählung passend, lauten die Worte Uhland's:

Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden:
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden!

Druck von W. Sternbeck in Straußberg.